



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

UC-NRLF



\$B 303 823

















# Das Neue Geschichten Buch

Ein Almanach



Kurt Wolff  
Verlag

P



# Das Neue Geschichtenbuch

## Ein Almanach

Erstes bis fünfzehntes Tausend

---

Kurt Wolff Verlag / Leipzig 1918



**LOAN STACK**

**Druck von G. Kreyling in Leipzig  
Copyright Kurt Wolff Verlag, Leipzig, 1918**

## Inhalt

	Seite
Carl Hauptmann: Herzoginnen . . . . .	1
Mynona: Goethe spricht in den Phonographen .	15
Arnold Zweig: Die Sonatine . . . . .	34
Robert Walser: Der Knabe . . . . .	64
Ossipp Dymow: Herbst . . . . .	66
Herbert Eulenberg: Die Windmühle . . . . .	76
Heinrich Mann: Drei-Minuten-Roman . . . .	87
Robert Walser: Von einem Dichter . . . . .	94
Kasimir Edschmid: Fiftis herbstliche Passion .	95
Hermann Harry Schmitz: Die Bluse . . . . .	116
Carl Hauptmann: Wendolin und Serafine . .	126
Gustav Meyrink: I. H. Obereits Besuch bei den Zeit-egeln . . . . .	140
Max Brod: Das Ballettmädchen . . . . .	155

---



## Carl Hauptmann: Herzoginnen.

Die alte Duka war noch jung. Höchstens Mitte Dreißig. Und daß man sie in dem schlesischen Badeorte unter den Einwohnern die „alte“ Duka nannte, geschah nur mit Rücksicht auf vier Mädchen, die offenbar alle vier ihre Töchter waren, und die schon auch staffelweise die Reize der Jungfräulichkeit zur Schau trugen.

Von wem die alte Duka, diese ein wenig rundliche, dunkle, junge Frau, die am Nachmittag immer wie eine Diva in Trauer unter ihren Kaffeegästen in Garten und Restaurant umging . . . deren Augen so gutmütig dunkel waren wie schwarze Hundeaugen, und auch so kalt und verfänglich spielen konnten wie ein Silberglanz auf schwarzer Kohle . . . von wem diese alte Duka die vier Töchter hatte, wußte niemand. Sie war eines Tages mit Sack und Pack ins Dorf gekommen, hatte allerlei Herrschaftsmöbel, noble Portieren und kostbare Schränke, und Stein- und Bronzezeug und diese vier Töchter abgeladen, und hatte von dem großen Hause und dem vornehmen Garten Besitz ergriffen, die sie aus einer günstigen Gelegenheit hatte kaufen können.

Das Haus und der Garten gehörten vorher einem alten, adligen, reichen Fräulein, waren sehr erlesen mit Schattenplätzen und Pavillons, mit gepflegten, breiten Kieswegen und Blumenparterres ausgeschmückt. Und das Haus stand mit dem hohen Giebel der



Dorfstraße zu, mit einstöckiger, breiter Front wie ein Landschlößchen dem Garten und Springbrunnen zugewendet. So daß alle Badegäste, wenn sie zuerst an den hohen Gitterstäben des Zaunes entlang gingen und hineinsahen, sich sogleich erkundigten, was da für vornehme Insassen wohnten.

„Die alte Duka,“ sagte dann, wer zufällig dabei im Vorübergehen gefragt worden war. „Die alte Duka!“ Und wenn es etwa eine armselige Dorf-frau gewesen, konnte man es ihr anmerken, daß sie es mit einem Pfiff um die Nase so hin gesagt, als wenn die Sache wohl nicht ganz geheuer wäre. „Die alte Duka!“

Für die Dorfleute war es auch wirklich nicht ganz geheuer.

Einmal schon wegen des unglaublich theatralischen Hausrates, der in vielen Stücken wie aus Schlössern Ludwigs XIV. entnommen schien. Die Toilettentische der Mädchen waren fünffache Spiegel mit mächtigen Marmorplatten und goldverziert. Die Betten hatten prunkende Aufsätze zu Häupten und zu Füßen. Vergoldete Engelnköpfe guckten in die Pfühle. Bettstellen und Tische waren so mächtige Prunkmöbel, als wenn sie einmal mindestens Fürsten gedient. Und wie sich Möbelwagen an Möbelwagen in das feine Dorfhaus entladen hatte, hatten die Nachbarn gestanden und stießen sich.

Aber auch diese Mutter und diese vier Töchter! Die dunkle Mutter so schlumpig und auseinander-

gegangen, wenn sie wie die Töchter hudeilig und ver-  
lündert am Morgen durch das theatralisch gepuzte  
Haus oder einmal auf den Steinvorsprung draußen  
oder gar in den Garten lief. Und am Tage, wenn  
dann die Gäste kamen, wie eine weinende Wittwe  
in Trauerkleidern, die das Glück ihres Lebens ewig  
suchen ging.

Und diese vier schwarzen Töchter! Jäh und ge-  
dehnt. Aufblitzend und prüfend zu jedermann. Alle  
wie junge, wilde Stuten, die nichts als die Freiheit  
lieben. Und die mit der stillen Gebärde der Leiber  
und der Blicke, wie Jongleure die Goldbälle, so die  
Männerlaunen mit sicherem Spiele durcheinander  
wirren.

Diese vier Mädchen!

Die Jüngste war sechzehn. War die Dunkelste  
und Heimlichste.

Die Jüngste nahm sich immer festerlich. Sie war  
träge wie eine Koptin, die fortwährend einen Tempel-  
dienst mit sich versah.

Nämlich eine alte Zigeunerin hatte ihr einmal sehr  
geheimnisvolle Dinge aus ihrer noch ziemlich kind-  
lichen, sehnigen Hand wahrgesagt. Seitdem träumte  
sie, denn sie träumte immer nur so hin, daß sie, wie  
die Zigeunerin sich ausgedrückt, schon dreimal in  
führender Stellung im Erdenleben inkarniert gewesen,  
und daß sie auch jetzt eine Wiedergeburt Rahels wäre.  
Deshalb wusch sie auch ihre jungen Brüste heimlich  
nur mit reinstem Quellwasser oder mit Milch. Weil

sie im Spiele mit sich das reiche Gefühl empfand, daß an ihren schneeweißen Brustknospen irgend ein Heiland trinken würde.

Und die beiden Schwestern, Zwillinge von siebzehn, und die älteste Schwester von achtzehn Jahren liebten das verträumte, ganz in sich vertiefte Mädchen. Sie liebten es, wenn sich die Jüngste unter ihnen wie eine heilige Frau gebärdete und nicht den geringsten Handgriff tat. Sie liebten es, Carmela in allem wie eine Priesterin zu bedienen, um so dem gemeinen Leben einen bunten Mantel umzuhüllen.

Für die Dorfleute war das alles wie eine Verücktheit. Wie gesagt auch schon deshalb, weil die Jugend der Mutter zu diesen befremdlichen Töchtern nicht recht paßte. Obwohl das nur das Ungewohnte, sozusagen das Ausländische war. Denn Frau Duka hatte alle vier Töchter geboren. Sie selber war kaum fünfzehn Jahre gewesen, als sie zum ersten Male nach Mutterschaft lüstern ausgeblickt. Und auch das ist wahr, daß alle vier Töchter von einem und demselben Vater stammten.

Aber Frau Duka erzählte Wundergeschichten. Sie hatte gleich von Anfang an ihren Kindern diese Wundergeschichten erzählt. Die Töchter waren darüber glücklich gewesen. Sie waren es noch. Und daraus erklärte sich vielleicht auch vieles von dem sonderbaren Wesen in ihrem Blute.

Frau Duka erzählte dem, der es hören wollte, daß ihr Mann ein junger, italienischer Herzog ge-

wesen. Alle Dukas konnten auch munter italienisch sprechen. Und die Mädchen sangen am Abend im Garten in Heckenlauben im Chore schwermütige, italienische Weisen. Alle nahmen jede Gelegenheit wahr, es Gästen und Dorfleuten deutlich zu zeigen, daß sie aus dem Süden stammten, wenn auch nur einmal ein Leiermann vor ihrem Eisentore sich als Italiener entpuppte.

Frau Duka erzählte die Geschichte mit dem italienischen Herzog immer mit viel Schwermut. Sie weinte dabei. Sie sagte: „Ein wirklicher Herzog war ja mein Mann schon damals, als wir uns heirateten, nicht mehr . . . er stammte nur aus einem Herzogsgeschlecht . . . und hatte . . . ich glaube während irgend einer Revolution seinen Titel abgelegt . . . und war dann zu stolz, um wieder seinen einfachen, ehrlichen Namen damit neu aufzuputzen . . . aber . . . in Wirklichkeit sind meine Töchter alles Herzoginnen!“ Und sie konnte dabei sehr heftig gegen die Geseze der Adelsfamilien ausfällig werden, fand abscheulich, wie dort der eine alles und die anderen nichts bekämen. Und versicherte schließlich, daß sie nur mit Mühe und Not noch gerade soviel gerettet hätte, um wenigstens einigermaßen standesgemäß mit ihren vier Töchtern auszukommen.

Kein Wort war davon wahr.

Die Wahrheit war, daß Frau Duka ursprünglich ein blutarmes Dorfmadchen aus Schlesien war. Die Tochter einer Mutter, die in ihrer schlesischen Heimat

einen italienischen Mann, einen Erdarbeiter aus Bellinzona, geheiratet hatte. Daß Frau Duka erst mit ihren Eltern aus Schlessen in die Südschweiz gekommen, als sie ein Mädchen von zehn Jahren war. Und daß sie einige Jahre später bei einem alten, mit irgend einem Zufall sehr reich gewordenen Engländer, einem Manne von fast siebenzig Jahren, der am Lago Maggiore eine beträchtliche Villa im Stile Ludwigs XIV. erbaut hatte, auch mit sehr prunkender Einrichtung, als flügge werdende Dirne Gartenarbeit getan, und der Alte sich unsinnig in sie verliebt hatte. Er hatte ihr in seinen drei letzten Lebensjahren dreimal Kinder geschenkt, und war dann unter Hinterlassung einer reichen Sonderlingserbschaft gestorben. Nämlich: ihr hatte er auf dem Sterbette vor Zeugen sein Haus und Inventar persönlich als Schenkung übergeben.

Die wahre Geschichte war den vier Töchtern ganz unbekannt. Die alte Duka hatte für alle Fälle gleich ihre Sage vom Herzog zurecht gemacht. Und die vier Töchter sonnten sich darin, daß sie Herzogstöchter wären und Ungerechtigkeiten im Erbe auch in Fürstenthäusern vorkämen.

Die Dorfleute, wenn sie es hörten, lachten auch darüber. Und waren doch auch immer ein wenig gedrückt unter dem Schatten der Vergangenheit. Am meisten hatte dann alle gewundert, als die alte Duka das vornehme Anwesen des alten adligen Fräuleins bald zu einem Kaffee- und Weinrestaurant umgewandelt.

Aber Frau Duka erklärte auch das. Sie war eine rüstige Frau, zum Herumschaffen in Haus und Garten geboren. Und wollte um keinen Preis, daß ihre Töchter als Faulenzerinnen nur so in den Tag hineinlebten. Viele behaupteten auch, sie setzte bei dem Unternehmen wirklich Geld zu. Fast schien es, als wenn sie nur nach einer größeren Geselligkeit lüstern gewesen.

„Meine Töchter und ich brauchen sozusagen ein bißel einen Hof!“ konnte sie sehr scharmant erklären, wenn einmal die Rede zufällig darauf gekommen war.

Für Dorf und Badeort schwebte in jedem Falle um die alte Duka und ihre vier Töchter eine Gloriole des Geheimnisvollen.

Die jungen Männer im Orte und die vornehmen Badegäste hatten zuerst Gift gewittert. Man hatte in den Hotels manchmal beim Weine Wetten auf die Mädchen gemacht. Und es hatte schon manchen jungen Lebemann in die Nähe der Mädchen getrieben.

\*

\*

\*

Da war es der alten Duka in der Hochsaison in den Sinn gekommen, als Inhaberin ihres Weinrestaurants wie eine erotische Fürstin auffällig gepuht, samt den vier schwarzen Töchtern auf einer vornehmsten Reunion im Kurhause persönlich zu erscheinen.

Die Herren, die schon manchmal abends in Dukas Saale beim Wein geessen und die Mädchen vom Plaudern kannten, machten etwas süßsaure Miene,

obwohl mancher gleich gern an die Viere herangegangen wäre. Aber die vier Mädchen benahmen sich dabei so königlich, so kühn und achtlos gegen die sofort fühlbare eislige Kälte und unheimliche Empörung, die sich eines Haupttheiles der ganzen Kurgesellschaft bemächtigte, tanzten so hinreißend geschmeidig, besonders die Jüngste, daß sie um so mehr aller Männer Blicke verwirrten.

An dem Abend war in einem sehr jungen, fast knabenhaften Husarenoffizier sofort ein verzehrendes Feuer aufgebrannt.

Der junge Herr von Rothfelsen, ein verwöhnter, verzärtelter, sehr reicher, junger Mann, der nie einen Zwang um sich leiden mochte, war während der Kriegszeit hier ins Bad gekommen, weil man ihn wegen einer leichten Lungenerkrankung heimgesandt. Er war ein Mann von den sanftesten, verbindlichsten Umgangsformen. Aber die Reize gewisser Frauenleiber hatten ihn schon ein paarmal in seinem jungen Leben um alle Herrschaft gebracht.

Und Carmela tanzte an dem Abende sehr bald nur für ihn. Carmela, die Wiedergeburt Rahels. Rahel tanzte in ihr. Wunderlich genug, daß sie heute auch wie orientalisches gebräunt aussah. Sie tanzte, als wenn die Glieder hingen wie Weidensträhne am Bache, als wenn ihre Seele schlief und nur im Traume sich wiegte.

Der junge von Rothfelsen, der auch ein Verschwender war, vergaß alle Sitte, so daß seine

Freunde ihn an dem Abend ein paarmal heimlich mahnen und beruhigen mußten.

„Redet nicht . . . Carmela . . . wer ist diese Carmela?“

Von dem Tage an war der Husarenleutnant von Rothfelfer in Zivil ewig in dem Hause der alten Duka und betete mit den drei Schwestern die jüngste an.

Auch andere Männer kamen genug. Junge und besonnene.

Da kam auch jetzt immer ein Wirt. Klengel. Der war ein Abenteuerer. Er besaß seit lange einen eigentümlichen Aussichtsturm auf einer Höhe über dem Kurorte. Die Zimmerräume in diesem Aussichtsturm waren von seinen Jagdtrophäen voll. Nicht nur Geweihe aller Art. Der Mann hatte auch allerlei ausländische Vogelarten gesammelt. Das Haus war ein buntes Museum von Raubwild und Gefieder. Auch ein bißel Raubwild er selber. Klengel ging schon auf die Fünfzig zu. Auch er hatte nur ein einziges Mal diese Carmela gesehen. Und von dem Tage an war er ein ewiger Besucher des Weinrestaurants der alten Duka. Und war auch nur einer der Anbeter neben den drei Schwestern, dem jungen Rothfelfer und den anderen.

\*

\*

\*

Carmela war unnahbar.

Die Schwestern bestaunten sie als die Urmutter großer Stämme.



Earmela wachte nie. Sie träumte nur schweigend und flüchtig lächelnd in ihre bunte Perlenarbeit.

Nicht nur Earmela, auch ihre Schwestern waren ganz unnahbar.

Ein ganzer Kreis junger und graubärtiger Männer saß allmählich um den Wirtstisch herum.

Auch ein Primaner, der blond und scheu sich endlich in die Nähe der Wirtstöchter hereingewagt.

Und der junge Rothfeller spendierte Champagner, während ihn die Sehnsucht nach Earmela heimlich zernagte.

Klengel saß wortkarg und finster dabei.

Klengel hatte ein bartloses, wetterhartes Gesicht. Er hätte mit seinen Fünzig beinahe ein verständiger Mann sein können. Aber er wurde auch immer nur sinnloser zerrüttet nach Earmela.

Der junge Rothfeller und er haßten sich bald.

Klengel ging immer mit nackten Knien wie ein kroler Bergschütz gekleidet, weil auch er sein Leben lang in dem Wahne lebte, ein anderer zu sein, als der Wirt auf dem Aussichtsturm. Schießen konnte er ein Herz aus einer Kartoffel. So sicher waren sein Auge und seine Hand.

Klengel war beinahe wahnsinnig, wenn er so dasaß und trank und rauchte. Schon weil Earmela nur ihm manchmal flüchtig zulachte, wenn sie aus ihrem verträumten Sinn zufällig hinausah.

\* \* \*

Da war eines Abends wunderlicherweise am Wirtstische der alten Duka alles verstört.

Als der junge Rothfeller im eleganten Überrock eintrat und aus seiner Brusttasche eine Hülse voll kostbaren Schmuckes herausnahm und nach Carmela sich umsah, stand er lange allein. Dann fanden sich andere junge Männer mit Monokel und hellen Westen ein. Man saß um den Tisch. Es kamen auch Dorfherren. Es kam auch der blonde Primaner. Man ließ Champagner kommen, wie immer. Und auch Frau Duka war endlich erschienen und hatte unzufrieden nach den Töchtern gerufen, die eine nach der anderen in buntseidenen Hauskleidern mit sehr lieblichen Silberschmuck im pechschwarzen Haar herzukamen.

Nur Carmela kam nicht.

„Wo ist Carmela?“ sagte Herr von Rothfeller mit sehr gerafften Lippen, und mit ganz verkniffenem, unstemtem Blick.

Auch Klengel war nicht da.

Dieser Umstand schien auch Frau Duka zu bedrücken. Und auch über den drei Töchtern lastete etwas.

Wenigstens hatte Herr von Rothfeller diese Tatsache sofort mit in Rechnung gezogen, als heimlich die süchtige, tolle Jagd in ihm zu rasen begann.

„Wo ist Carmela?“

Seine Backen waren gleich ganz hohl geworden. Und seine glänzenden Augen lagen in Höhlen. Und

er schwadronierte mit Leidenschaft. Und trank. Geriet immer mehr in Galgenlaune. Goß Glas um Glas hinunter. Und wurde höhniſch und immer lauter. Daß ihn die alte Duka abſcheulich empfand. Und die drei anweſenden Töchter mit ihren Handarbeiten langſam von ihm abrückten.

Und dann um Mitternacht, obwohl er ſchon ſehr zeitig wieder aufgebrochen, aber nur in Büſchen verborgen vor dem Tore gelauert, ob nicht Carmela doch noch durch das Tor hereinkäme, befand er ſich endlich auf dem Wege zum Ausſichtsturm.

In ihm raſte die Frage:

„Wo iſt Carmela?“

Aber er kam nicht ganz biß an die alten Turmmauern heran. Schon in dem jungen Eichenwalde unten hörte er Klengels Stimme aus einem Bogenfenſter der burgartigen Anlage lachen.

Da es eine bewölkte Nacht war, und Schatten-dunkel herrſchte, klang das Rauſchen der Eichenwipfel wunderſam voll und einſam.

Aber der ſüchtige, tränkliche Herr von Rothſelſer hatte ſetzt nur Augen im Sinne voll brauſenden Lärms. Er zermarterte ſich das Hirn nur nach den menſchlichen Lauten. Er mühte ſich nur, ſich in dem Graben, der an die Weinkeller heranzuführte, ungeſehen näherzuſchleichen. Und hatte tauſend Gefühle, die nicht mehr klar waren. Er hörte ſetzt auch, daß Carmela oben heſter lachte. Und daß ſie dann ein ſchweremüthiges Lied beginnen wollte, aber doch wieder

abbrach. Der volle Ton ihrer Stimme stand jetzt für Rothfeller wie ein Stein in der Luft.

Auch darüber war schon eine Ewigkeit hingegangen.

Der junge, sanfte, anmutige Mensch hätte zur Besinnung kommen können. Wenn er nicht ein ganz irrsinniger, süchtiger Verliebter gewesen wäre, der sich und alles um dieses in sich gebundenen, phantastischen Mädchens willen wegwarf. Immerfort stieß Rothfeller Flüche aus. Oder er stammelte Liebeschwüre.

Da hatten sonderbare Geräusche den Wirt Klengel doch einen Augenblick mißtrauisch ans Fenster getrieben. So daß Rothfeller den Revolver sofort aus der Tasche zog. Aber Klengel war ebenso achlos wieder verschwunden, hatte nur das Fenster fest zugemacht.

Und Rothfeller hatte bis zum Morgengrauen gestanden, in hellem Wahnsinn, zitternd von Haß gegen Klengel und zitternd von Verlangen nach dieser Carmela.

Da ... endlich ... hatte sich das Tor mit den bunten Oberscheiben im Rundbogen aufgetan und Carmela war leichtfüßig herausgehuscht. Aber der wetterharte Klengel war gleich dahinter aus dem Tore herausgerannt, den Burgberg hinunter, Carmela nach, so daß Rothfeller jetzt noch leibhaftig mit hatte ansehen müssen, wie das fremdartige, dunkle Mädchen dem fünfzigjährigen, zähen Wildschützen im Arme lag.

Das gab einen leichten Entschluß. Rothfelsen war da mehr als kalt und besonnen gemacht. Der Platz auf der Höhe, wo er stand, lag ganz einsam im Morgengrauen vor dem Tore in das alte Gemäuer. Dort stand er auf sicherem Posten. Bis Klengel den helleren Kiesweg langsam und ahnungslos stapfend und lachend wieder emportam.

„Sie tragen doch immer eine gute Browning bei sich, Herr Klengel,“ rief nur Herr von Rothfelsen mit sich im Haß überstürzenden Worten in die flatternde Morgenluft.

„Sicher . . . immer . . . das tue ich immer, Herr von Rothfelsen!“

Und Obwohl Klengel sofort hastig seinen Revolver herausgerissen und geschossen hatte, hatte doch seine Hand gezittert, und er hatte Rothfelsen gefehlt. Aber der Schuß Rothfelters, den er in derselben Kaserne der Gefühle nicht mehr hatte zurückhalten können, hatte schon Klengel in den Kies hingestreckt.

Da war Rothfelsen plötzlich in sich zusammengefunken und hatte vor sich hinstierend nur noch den zweiten Schuß gegen die eigene Stirn gefehrt.

„Adieu, Carmela!“

\* \* \*

Am anderen Abend saß Carmela allein in der Wirtsstube. Sie stückte versunken an einer schönen Perlendecke. Nur der blonde Primaner, der kaum siebzehn Jahre alt war, hatte sich hereingewagt. Er

saß ganz still vor dem sanften Mädchen und starrte andächtig und verzehrt in ihre kostbare, fromme Arbeit.

Aus dem Novellenband „Schicksale“.

## Mynona: Goethe spricht in den Phonographen.

Eine Liebesgeschichte.

„Es ist doch schade,“ sagte Anna Pomke, ein zaghaftes Bürgermädchen, „daß der Phonograph nicht schon um 1800 erfunden worden war!“ „Warum?“ fragte Professor Abnossah Pischorr. „Es ist schade, liebe Pomke, daß ihn nicht bereits Eva dem Adam als Mitgift in die wilde Ehe brachte; es ist Manches schade, liebe Pomke.“

„Ach, Herr Professor, ich hätte wenigstens so gern Goethes Stimme noch gehört! Er soll ein so schönes Organ gehabt haben, und was er sagte, war so gehaltvoll. Ach, hätte er doch in einen Phonographen sprechen können! Ach! Ach!“

Die Pomke hatte sich längst verabschiedet, aber Abnossah, der eine Schwäche für ihre piepsige Molligkeit hatte, hörte noch immer ihr Achzen. Professor Pischorr, der Erfinder des Ferntasters, versank in sein habituelles erfinderisches Nachdenken. Sollte es nicht noch jetzt nachträglich gelingen können, diesem Goethe (Abnossah war lächerlich eifersüchtig) den Klang seiner Stimme abzulisten? Immer, wenn Goethe sprach,

brachte seine Stimme genau so regelrecht Schwingungen hervor, wie etwa die sanfte Stimme deiner Frau, lieber Leser. Diese Schwingungen stoßen auf Widerstände und werden reflektiert, so daß es ein Hin und Her gibt, welches im Laufe der Zeit zwar schwächer werden, aber nicht eigentlich aufhören kann. Diese von Goethes Stimme erregten Schwingungen dauern also jetzt noch fort, und man braucht nur einen geeigneten Empfangsapparat, um sie aufzunehmen, und ein Mikrophon zur Verstärkung ihrer inzwischen schwach gewordenen Klangwirkungen, um noch heutzutage Goethes Stimme lautwerden zu lassen. Das Schwierige war die Konstruktion des Empfangsapparats. Wie konnte dieser speziell auf die Schwingungen der Goetheschen Stimme berechnet werden, ohne daß Goethe lebhaftig hineinsprach? Fabelhafte Geschichte! Dazu müßte man eigentlich, fand Abnossah, den Bau der Goetheschen Kehle genau studieren. Er sah sich Bilder und Büsten Goethes an, aber diese gaben ihm nur sehr vage Vorstellungen. Schon wollte er das Ding aufgeben, als er sich plötzlich darauf besann, daß ja Goethe selbst, wenn auch in Leichenform, noch existierte. Sofort machte er eine Eingabe nach Weimar, man möge ihm die Bestichtigung des Goetheschen Leichnams, zum Zwecke gewisser Abmessungen, auf kurze Zeit gestatten. Er wurde aber mit dieser Eingabe abschlägig beschieden. Was nun? —

Abnossah Pschorr begab sich, ausgerüstet mit einem Köffcherchen voll feinster Abmessungs- und Einbruchs-

instrumente, nach dem lieben alten Weimar; nebenbei gesagt, saß dort im Wartesaal erster Klasse die stadtbekannte Schwester des weltbekannten Bruders im anmutigen Gespräch mit einer alten Durchlaucht von Rudolstadt; Abnossah hörte gerade die Worte: „Unser Fritz hatte stets eine militärische Haltung, und doch war er sanft, er war mit andern von echt christlicher Sanftmut — wie würde er sich über diesen Krieg gefreut haben! und über das herrliche, ja heilige Buch von Max Scheler!“

Abnossah schlug vor Schrecken längelang hin. Er raffte sich nur mit Mühe wieder auf und nahm Quartier im „Elefanten“. In seinem Zimmer prüfte er die Instrumente sorgsam. Dann aber rückte er sich einen Stuhl vor den Spiegel und probierte nichts geringeres an als eine überraschend porträtähnliche Maske des alten Goethe; er band sie sich vors Antlitz und sprach hindurch:

„Du weißt, daß ich ganz sicher ein Genie,  
Am Ende gar der Goethe selber bin!“

Platz da, Sie Tausendsapperloter! Oder ich rufe Schillern und Karl Augusten, meinen Fürsten, zu Hilfe, er Tölpel, er Substitut!“

Diesen Spruch übte er sich ein, er sprach ihn mit sonorer, tiefer Stimme.

Zur späten Nachtzeit begab er sich an die Fürstengruft. Moderne Einbrecher, die ich mir alle zu Lesern wünsche, werden über die übrigen Leser lächeln,



die einen Einbruch in die wohlbewachte Weimarer Fürstengruft für unmöglich halten. Sie mögen aber bedenken, daß ein Professor Pschorr, als Einbrecher, kolossale Vorteile vor noch so geschickten Einbrechern von Fach voraus hat! Pschorr ist nicht nur der geschickteste Ingenieur, er ist auch Psychophysikolog, Hypnotiseur, Psychiater, Psychoanalytiker. Es ist überhaupt schade, daß es so wenig gebildete Verbrecher gibt: wenn nämlich dann alle Verbrechen gelängen, so würden sie endlich zur Natur der Dinge gehören und so wenig bestraft werden wie Naturereignisse: Wer stellt den Blitz zur Rede, daß er den Kassenschrank des Herrn Meier schmelzt? Einbrecher wie Pschorr sind mehr als Blitze, denn gegen sie hilft kein Ablenker.

Pschorr konnte ein Grausen hervorrufen und die vor Entsetzen fast Erstarrten obendrein durch Hypnose an die Stelle bannen, und das in einem einzigen Augenblick. Denken Sie sich, Sie bewachten um Mitternacht die Fürstengruft: auf einmal steht Ihnen der alte Goethe gegenüber und bannt Sie fest, daß nichts mehr an Ihnen lebt als der Kopf. In solche Köpfe auf scheintoten Rümpfen verwandelte Pschorr die ganze Bewachungsgilde. Bis der Krampf sich löste, blieben ihm gut und gern etwa zwei Stunden, und diese nutzte er kräftig aus. Er ging in die Gruft, ließ einen Scheinwerfer aufzucken und fand auch bald den Sarg Goethes heraus. Nach kurzer Arbeit war er mit der Leiche bereits vertraut. Pietät

ist gut für Leute, die sonst keine Sorgen haben. Daß Pschorr zweckmäßig am Kadaver Goethes herumhantierte, darf ihm nicht verargt werden; er nahm auch einige Wachsabdrücke, im übrigen hatte er vorgesorgt, daß er Alles und Jedes wieder in die vorige Ordnung brachte. Überhaupt sind gebildete Amateur-Verbrecher zwar radikaler als die Fachleute, aber gerade diese Radikalität des exakten Gelingens gibt ihnen Verbrechen den ästhetischen Liebreiz der Mathematik und resillos aufgelöster Rechenexempel.

Als Pschorr sich wieder ins Freie begab, legte er noch einige Eleganz in diese Präzision, indem er absichtlich einen Posten wieder vom Bann befreite und ihn dann, wie oben, ins Gebet nahm. Dann riß er sich draußen sofort die Maske vom Antlitz und ging in langsamstem Tempo zum „Elefanten“. Er freute sich; er hatte, was er gewollt hatte. Gleich am andern Morgen reiste er zurück.

Nun begann für ihn die regste Arbeitszeit. Sie wissen, man kann nach einem Skelett den fleischernen Leib rekonstruieren; jedenfalls konnte das Pschorr. Die genaue Nachbildung der Goetheschen Luftwege bis zu Stimmbändern und Lungen hatte für ihn jetzt keine unüberwindbaren Schwierigkeiten mehr. Die Klangfärbung und Stärke der Töne, die von diesen Organen hervorgebracht wurden, war auf das leichteste festzustellen — brauchte man doch nur den Luftstrom, der Goethes nachgemessenen Lungen entsprach, hindurchstreichen zu lassen. Es dauerte nicht

lange, und Goethe sprach, wie er zu seinen Lebzeiten gesprochen haben mußte.

Allein es handelte sich darum, daß er nicht nur die eigne Stimme, sondern auch die Worte wiederholte, die er mit dieser Stimme vor hundert Jahren wirklich gesprochen hatte. Dazu war es nötig, in einem Raum, in dem solche Worte oft erschollen waren, Goethes Attrappe aufzustellen.

Abnossah ließ die Pomke bitten. Sie kam und lachte ihn reizend an.

„Wollen Sie ihn sprechen hören?“

„Wen?“ fragte Anna Pomke.

„Ihren Goethe.“

„Meinen?! Nanu! Professor!“

„Also ja!“

Abnossah kurbelte am Phonographen, und man hörte:

„Freunde, flieht die dunkle Kammer . . .“ usw.

Die Pomke war eigentümlich erschüttert.

„Ja,“ sagte sie hastig, „genau so habe ich mir das Organ gedacht, es ist ja bezaubernd!“

„Freilich,“ rief Pschorr. „Ich will Sie aber nicht betrügen, meine Beste! Wohl ist es Goethe, seine Stimme, seine Worte. Aber noch nicht die wirkliche Wiederholung wirklich von ihm gesprochener Worte. Was Sie eben hörten, ist die Wiederholung einer Möglichkeit, noch keiner Wirklichkeit. Mir liegt aber daran, Ihren Wunsch genau zu erfüllen, und darum schlage ich Ihnen eine gemeinsame Reise nach Weimar vor.“

Im Wartesaal des Weimarer Bahnhofs saß wieder zufällig die stadtbekannte Schwester des weltbekannten Bruders und flüsterte einer älteren Dame zu:

„Es liegt da noch etwas Allerlestes von meinem seligen Bruder, aber das soll erst im Jahre 2000 heraus. Die Welt ist noch nicht reif genug. Mein Bruder hatte von seinen Vorfahren her die fromme Ehrfurcht im Blute. Die Welt ist aber frivol und würde zwischen einem Satyr und diesem Heiligen keinen Unterschied machen. Die kleinen italtentischen Leute sahen den Heiligen in ihm.“

Pomke wäre umgefallen, wenn Pschorr sie nicht aufgefangen hätte; er würde dabei merkwürdig rot, und sie lächelte ihn reizend an. Man fuhr sofort nach dem Goethehaus. Hofrat Professor Böffel machte die Honneurs. Pschorr brachte sein Anliegen vor. Böffel wurde stutzig:

„Sie haben Goethes Kehlkopf als Attrappe, als mechanischen Apparat mitgebracht? Verstehe ich Sie recht?“ —

„Und ich suche um die Erlaubnis nach, ihn im Arbeitszimmer Goethes aufstellen zu dürfen.“ —

„Ja, gern. Aber zu was Ende? Was wollen Sie? Was soll das bedeuten? Die Zeitungen sind grade von etwas Sonderbarem so voll, man weiß nicht, was man davon halten soll. Die Posten der Fürstengruft wollen den alten Goethe gesehen haben, und einen habe er sogar angedonnert! Die Andern waren von der Erscheinung so benommen, daß man

sie ärztlich behandeln lassen mußte. Der Großherzog hat sich den Fall vortragen lassen."

Anna Pomke blickte prüfend auf Pschorr. Abnossah aber fragte verwundert:

„Was hat das aber mit meinem Anliegen zu tun? Es ist ja allerdings kurios – vielleicht hat sich ein Schauspieler einen Scherz erlaubt?"

„Ah! Sie haben recht, man sollte einmal in dieser Richtung nachspüren. Ich mußte nur unwillkürlich . . . . Aber wie können Sie Goethes Kehlkopf imitieren, da Sie ihn doch unmöglich nach der Natur modellieren konnten?"

„Am liebsten würde ich das getan haben, aber leider hat man mir die Erlaubnis versagt."

„Sie würde Ihnen auch wenig genutzt haben, vermute ich."

„Wieso?"

„Meines Wissens ist Goethe tot."

„Bitte, das Skelett, besonders des Schädels würde genügen, um das Modell präzise zu konstruieren; wenigstens mir genügen."

„Man kennt Ihre Virtuosität, Professor. Was wollen Sie mit dem Kehlkopf, wenn ich fragen darf?"

„Ich will den Stimmklang des Goetheschen Organs täuschend naturgetreu reproduzieren."

„Und Sie haben das Modell?" –

„Hier!"

Abnossah ließ ein Etui auffspringen. Böffel schrie sonderbar. Die Pomke lächelte stolz.

„Aber Sie können doch,“ rief Böffel, „diesen Kehlkopf gar nicht nach dem Skelett gemacht haben!“

„So gut wie! Nämlich nach gewissen genau lebensgroßen und echten Büsten und Bildern; ich bin in diesen Dingen sehr geschickt.“

„Man weiß es! Aber was wollen Sie mit diesem Modell in Goethes ehemaligem Arbeitszimmer?“

„Er mag da manches Interessante laut ausgesprochen haben; und da die Tonschwingungen seiner Worte, wenn auch natürlich ungemein abgeschwächt, dort noch vibrieren müssen,“

„Sie meinen?“

„Es ist keine Meinung, es ist so!“

„Ja?“

„Ja!“

„So wollen Sie?“

„So will ich diese Schwingungen durch den Kehlkopf hindurchsaugen.“

„Was?“

„Was ich Ihnen sagte.“

„Tolle Idee – Verzeihung! aber ich kann das kaum ernst nehmen.“

„Desto dringender bestehe ich darauf, daß Sie mir Gelegenheit geben, Sie zu überzeugen, daß es mir ernst damit ist. Ich begreife Ihren Widerstand nicht; ich richte doch mit diesem harmlosen Apparate keinen Schaden an!“

„Das nicht. Ich widerstrebe ja auch gar nicht; ich bin aber doch von Amts wegen verpflichtet, ge-

wisse Fragen zu stellen. Ich hoffe, Sie verargen mir das nicht?"

„Gott bewahre!“

Im Arbeitszimmer Goethes entwickelte sich jetzt, im Beisein Anna Pomkes, Professor Böffels, einiger neugieriger Assistenten und Diener, die folgende Szene.

Pschorr stellte sein Modell so auf ein Stativ, daß der Mund, wie er sich vergewisserte, dort angebracht war, wo der Lebende sich einst befunden hatte, wenn Goethe saß. Nun zog Pschorr eine Art Gummiluftkissen aus der Tasche und verschloß mit dessen einem offenstehenden Zipfel Nase und Mund des Modells. Er öffnete das Kissen und breitete es wie eine Decke über die Platte eines kleinen Tisches, den er heranschob. Auf diese Art Decke stellte er einen allerliebsten Miniaturphonographen mit Mikrophonvorrichtung, den er seinem mitgebrachten Köfferchen entnahm. Um den Phonographen herum wickelte er nun sorgfältig die Decke, schloß sie wieder in Form eines Zipfels mit winziger Öffnung, schraubte in den offenen freien Zipfel, dem Munde gegenüber, eine Art Blasbalg, der aber, wie er erklärte, die Luft des Zimmers nicht in die Mundhöhle hineinblies, sondern aus ihr herausaugte.

Wenn ich, dozierte Pschorr, den Nasenrachenraum des Modells jetzt gleichsam ausatmen lasse, wie beim Sprechen, so funktioniert dieser speziell Goethesche Kehlkopf als eine Art Sieb, welches bloß die Ton-

schwingungen der Goetheschen Stimme hindurchläßt, wenn welche vorhanden sind; und es sind gewiß welche vorhanden. Sollten sie schwach sein, so ist eben der Apparat mit Verstärkungsrichtungen versehen.

Man hörte im Gummikissen das Surren des aufnehmenden Phonographen. Ja, man konnte sich des Grausens nicht erwehren, als man innen undeutlich eine leiseste Flüstersprache zu vernehmen glaubte. Die Pomke sagte:

„Ach bitte!“ und legte ihr feines Ohr an die Gummihaut. Sie fuhr sofort zusammen, denn innen rauschte es heftiger:

„Wie gesagt, mein lieber Eckermann, dieser Newton war blind mit seinen sehenden Augen. Wie sehr gewahren wir das, mein Lieber, an gar manchem so offen Scheinenden! Daher bedarf insonders der Sinn des Auges der Kritik unsres Urteils. Wo diese fehlt, dort fehlt eigentlich auch aller Sinn. Aber die Welt spottet des Urteils, sie spottet der Vernunft. Was sie ernstlich will, ist kritiklose Sensation. Ich habe das so oft schmerzlich erfahren, werde aber nicht müde werden, aller Welt zu widersprechen und nach meiner Art gegen Newton Farbe zu bekennen.“

Das hörte die Pomke mit frohem Entsetzen. Sie zitterte und sagte:

„Göttlich! Göttlich! Professor, ich verdanke Ihnen den schönsten Augenblick meines Lebens.“

„Haben Sie etwas hören können?“



„Gewiß! Leise, aber so deutlich!“

Bschorr nickte zufrieden. Er blaßbalgte noch eine Weile und meinte dann:

Vorläufig dürfte das genügen.

Bis auf den Phonographen verpackte er alle Utensilien wieder in seinem Kofferchen. Alle Anwesenden waren interessiert und erschrocken. Böffel fragte:

„Sie glauben wirklich, Professor, einstmals hier gesprochene Worte Goethes reell wieder aufgefangen zu haben? Ein echtes Echo aus Goethes eigenem Munde?“ —

„Ich glaube es nicht nur, sondern bin dessen gewiß. Ich werde jetzt den Phonographen mit Mikrophon repetieren lassen und sage Ihnen voraus, Sie werden mir recht geben müssen.“

Das bekannte heisere Zischen, Räuspern und Quetschen. Dann ertönte eine besondere Stimme, bei deren Klang alle Anwesenden, Abnossah selber, elektrifiziert zusammenzuckten. Man hörte die soeben zitierten Worte. Sodann ging es weiter:

„Ei wohl! Er, Newton, er hat es gesehen. Hat er? Das kontinuierliche Farbenspektrum? Ich aber, mein Bester, ich wiederhole es, er hat sich getäuscht: er hat einer optischen Täuschung beigezogen und selbige kritiklos hingenommen, froh darüber, nur so gleich zählen und messen und klügeln zu können. Zum Teufel mit seinem Montismus, seiner Kontinuitätlichkeit, da doch ein Farben-Gegensatz den Schein dieser erst möglich macht! Edermännchen! Eder-

männlein! Bleiben Sie mir ja im Sattel! Das Weiße — weder gibt es Farbe her, noch ist aus Farben jemals Weißes zu gewinnen. Sondern es muß sich, durch ein Mittel, mit Schwarz mechanisch verbinden, um Grau, und chemisch vermählen, um das bunte Grau der Farben erzeugen zu können. Und nicht Weißes erhalten Sie, wenn Sie die Farbe neutralisieren. Sondern Sie stellen dann den ursprünglichen Kontrast wieder her, also Schwarz gegen Weiß: wovon man nun freilich nur das Weiße blendend klar sieht. Ich, Lieber, sehe die Finsternis ebenso klar; und hat Newton allein ins Weiße, so habe ich, mein gar Wertester, zudem noch ins Schwarze getroffen. Ich dünkte doch, das sollte der weiland Bogenschütz in Ihnen haß bewundern! So und nicht anders ist und sei es! Und die fernere Enkel- — bedenkt man die absurde Welt, wohl gar allzu ferne Urenkel-schaft wird über Newton von mir lachen lernen!”

Böffel hatte sich gesetzt, alles jubelte durcheinander. Die Diener trampelten vor Vergnügen, wie die Studenten in des ungeheuer umwälzenden, hochherrlichen Reudens, des bieder-dämonischen Gresses, flammenden Vorlesungen. Aber Abnossah sagte streng:

„Meine Herrschaften! Sie unterbrechen Goethes Rede! Er hat noch etwas zu sagen!”

Stille trat wieder ein; man hörte:

„Nein und aber nein, mein Teuerster! Gewiß hätten Sie gekonnt, wofern Sie nur gewollt hätten! Der Wille, der Wille ist es, der bei diesen Newto-

nianern schlecht ist. Und ein schlechtes Wollen ist ein verderbliches Können, ein tätiges Unvermögen, wovor es mich schaudert, da ich es doch allenthalben über und über gewahr werde und daran gewöhnt sein sollte. Der Wille, mein Guter, der Sie harmlos genug darüber gesonnen sein mögen, ist der wahre Urheber aller großen und kleinen Dinge; und nicht das göttliche Können, sondern das Wollen ist es, das göttliche Wollen, an dem der Mensch zerschanden wird und alle seine Unzulänglichkeit daran erweist. Würden Sie göttlich wollen, so wäre das Können notwendig und nicht nur leicht, und gar manches, mein Lieber, wäre alltägliche Erfahrung, was jetzt nicht einmal ahnungsweise sich hervorwagen dürfte, ohne angefeindet oder verspottet zu werden.

Da war der junge Schopenhauer, ein das Höchste versprechender Jüngling, voll vom herrlichsten Wollen, aber dieses durchaus angekränkt vom Wurmfräß des Zuviels, der eignen Ungenügsamkeit. Wie, in der Farbenlehre, ihn die reine Sonne verblendete, daß er die Nacht als keine andre Sonne, sondern als null und nichts dagegen gelten und wirken ließ, so bestach ihn im Ganzen des Lebens dessen ungetrübter Glanz, gegen dessen reines Strahlen ihm das Menschenleben gar nichts und verwerflich schien. Ersehen Sie, mein Bester! daß der reinste, ja, der göttlichste Wille Gefahr läuft, zu scheitern, wenn er unbedingt starr sich durchzusehen begierig ist: wenn er auf die Bedingungen, als auf ebenso viele mit

Notwendigkeit gesetzte Mittel seines Könnens, nicht klüglich und geschmeidig einzugehen, sich bequemt! Ja, der Wille ist ein Magier! Was vermöchte er nicht! Aber der menschliche Wille ist gar kein Wille, er ist ein schlechter Wille, und das ist der ganze Jammer. Ha! haha! hehe! hi!" Goethe lachte sehr mysteriös und fuhr fast flüsternd fort: „Ich könnte sehr wohl, mein Köstlicher! Ihnen noch etwas anvertrauen, etwas verraten. Sie werden es für ein Märchen halten, mir selbst aber ist es zur vollen Klarheit aufgegangen. Der eigne Wille kann das Schicksal übermestern, er kann es zwingen, daß es ihm diene, wenn er — nun horchen Sie wohl auf! — die göttlich ungemeine, wenn er die schöpferische Absicht und Anstrengung, welche in ihm ruht und angespannt ist, keineswegs wähte, auch noch überdies in angestrengtester Absichtlichkeit äußern und durch die angestrafteste Muskulatur nach außen hin wirksam sein lassen zu sollen. Sehen Sie die Erde, wie sie es drehend treibt! Welcher irdische Fleiß! Welches unaufhörlich bewegte Treiben! Aber wohlan, mein Edermännlein! dieser Fleiß ist nur irdisch, dieses Treiben nicht mechanisch fatal — hingegen der magische Sonnen-Wille göttlich ruhend in sich selber schwingt, und durch diese so höchst ungemeine Selbstgenugsamkeit jenen Elektromagnetismus entwickelt, welcher das ganze Heer der Planeten, Monde und Kometen in dienendster Unterwürfigkeit wimmelnd zu seinen Füßen erniedrigt. Mein Lieber, wer es ver-

stände, es erlebte, im allerdurchlauchtsten Selbstesinne dieser hehre Täter zu sein! — — — Allein, genug und abermals genug. Ich bin es gewohnt gewesen, wo ich andre und oft sogar Schillern frei schwärmen sah, mir Gewalt anzutun, jener so göttlichen Aktivität zuliebe, von der man nur schweigen sollte, weil alles Reden hier nicht nur unnütz und überflüssig wäre, sondern, indem es ein albern gemeines Verständnis, wo nicht gar das entschiedenste Mißverständnis erregte, sogar schädlich und hinderlich werden mußte. Denken Sie des, Trauter, und hegen es in Ihrem Herzen, ohne daß Sie es zu enträtseln trachteten! Vertraun Sie, daß es sich Ihnen einst von selber enträtseln werde, und gehen heut Abend mit Wölfchen, den es schon gelüstet, ins Schauspiel, da Sie denn mit Rozebue gelinde verfahren mögen, wiewohl es uns widert!"

"O Gott," sagte die Pomke, während die andern begeistert auf Abnossah eindrangen, „o Gott! Ach dürfte ich endlos zuhören! Wieviel hat uns dieser Edermann unterschlagen!"

Aus dem Apparat kam, nach geraumer Weile, ein Schnarchen, dann gar nichts mehr. Abnossah sagte:

„Meine Herrschaften, Goethe schläft hörbar. Wir hätten vor einigen Stunden, wo nicht gar einem Tage, nichts mehr zu erwarten. Längeres Verweilen ist nutzlos. Der Apparat richtet sich, wie Ihnen einleuchten muß, so genau nach der Wirklichkeit des

Zeitablaufs, daß wir, an dieser Stelle, günstigsten Falls, erst wieder etwas hörten, falls Eckermann am selben Abend nach dem Theater nochmals bei Goethe erschienen wäre. Ich habe keine Zeit mehr, das abzuwarten."

"Wie kommt es," fragte Böffel, ein wenig skeptisch, "daß wir gerade diese Aussprache mit anhören konnten?"

"Das ist ein Zufall," erwiderte Pschorr. "Die Bedingungen, vor allem die Struktur des Apparats und sein Standort, waren zufällig so getroffen, daß (wie ausgerechnet) grade diese und keine andern Tonschwingungen wirksam werden konnten. Allenfalls habe ich respektiert, daß Goethe saß, und den Platz des Sessels."

"Ach bitte, bitte! Abnossah!" (Die Pomke war wie im Rausch, fast mänadisch, sie nannte ihn beim Vornamen, was noch nie geschehen war.) "Versuchen Sie's doch noch an einer andern Stelle! Ich kann nicht genug hören — und wenn's auch nur das Schnarchen wäre!"

Abnossah ließ den Apparat verschwinden und schnallte den Koffer zu. Er war sehr blaß geworden:

"Meine liebe Anna — meine Gnädigste," verbesserte er sich: "— ein andermal!" (Die Eifersucht auf den alten Goethe zerwühlte ihm das Eingeweide.)

"Wie wäre es," fragte Böffel, "mit Schillers Schädel? Das würde ja den Streit entscheiden, ob man den echten hätte."

„Gewiß,“ sagte Abnossah, „denn wenn man Schillern sagen hörte: „Wie wärsch mit e Scheelchen Heeszen?“ — so wäre es nicht Schillers Schädel. — Ich überlege mir, ob sich die Erfindung nicht raffinieren ließe? Vielleicht stelle ich einen Durchschnittskehlkopf her, an dem man schrauben kann, wie an einem Operngucker, um ihn an alle irgend möglichen Schwingungsarten zu akkommodieren. Man könnte dann die Antike und das Mittelalter wieder sprechen hören, die richtige Aussprache der alten Idiome feststellen. Und die verehrten Zeitgenossen, die unanständige Dinge laut sagten, wären der Polizei auszuliefern.“

Abnossah bot der Pomke seinen Arm, und sie gingen wieder nach dem Bahnhof. Behutsam traten sie in den Wartesaal, aber die Stadtbekannte hatte sich schon entfernt. Abnossah sagte:

„Wenn sie mir den Kehlkopf des berühmten Bruders auslieferte? Aber sie wird es nicht tun; sie wird einwenden, das Volk sei noch nicht reif, und die Intelligenz habe nicht die Ehrfurcht des Volkes, und so ist nichts zu machen, Geliebte! Geliebte! Denn (oh!) das! Das sind! Das bist du! Du!“

Aber die Pomke hatte gar nicht hingehört. Sie schien zu träumen.

„Wie er die X's betont!“ hauchte sie bekümmert.

Abnossah schneuzte sich wütend die Nase; Anna fuhr auf, sie fragte zerstreut:

„Sie sagten etwas, lieber Pschorr? Und ich vergesse den Meister über sein Werk! Aber mir ver-

sinkt die Welt, wenn ich Goethes eigne Stimme höre!"

Sie stiegen zur Rückfahrt in den Bahnwagen. Die Pomke sprach nichts, Abnossah brütete stumm. Hinter Halle a. S. schmiß er das Köfferchen mit dem Kehlkopf Goethes aus dem Fenster vor die Räder eines aus entgegengesetzter Richtung herankrausenden Zuges. Die Pomke schrie laut auf:

„Was haben Sie getan?"

„Geliebt," seufzte Pschorr, „und bald auch gelebet — und meinen siegreichen Nebenbuhler, Goethes Kehlkopf, zuschanden gemacht."

Blutrot wurde da die Pomke und warf sich lachend und heftig in die sich fest um sie schlingenden Arme Abnossahs. In diesem Moment erschien der Schaffner und forderte die Fahrkarten.

„Gott! Nossah!" murmelte die Pomke, „du mußt, du mußt mir einen neuen Kehlkopf Goethes verschaffen, du mußt — sonst —"

„Kein Sonst! Après les noces, meine Taube!"

\* \* \*

Prof. Dr. Abnossah Pschorr

Anna Pschorr geb. Pomke

Vermählte

3. Zt. Weimar im „Elefanten."

Aus dem Grottesken-Buch: „Schwarz-Weiß-Rot".



## Arnold Zweig: Die Sonatine.

Das nette rosigte Dienstmädchen nahm so geräuschlos es anging, die blonden Brauen hochgezogen und gleichsam auf den Fußspitzen, das Geschirr des Abendessens vom Tisch, auf den von oben breit absprühend Licht fiel wie Wasser auf einen weißen Stein. Es seufzte von Zeit zu Zeit in seinen sanften Busen, der nach Zärtlichkeit verlangte, und es warf hurtige Blicke zu den beiden auf dem Sofa dort, dringliche Blicke, hinter denen die Lider unschuldig herabfielen. Glücklicherweise — sie atmete wahrhaftig tief ein und ein Lachen sprang über ihr Kindergesicht — ließ der gnädige Herr das Blatt auf den Tisch fallen und sagte böse:

„Diese Zeitungen sind eine häßliche Sache. Man müßte dagegen einschreiten.“

Die gnädige Frau nickte lebhaft: „Abbestellen, Walter . . . Hast du die Morde gezählt, die heute darin episch verwertet sind?“

„Vier,“ sagte er, „vier. Mit dem Mordversuch des besiegten Schülers am Mitschüler fünf. Willst du hören? es ist ungemein knapp zu sagen: ein Schüler ohrfeigt den anderen vor der Klasse, sie prügeln sich und der Geohrfeigte unterliegt: da zieht er ein kleines Terzerol und schießt dem Sieger die Kugel auf zwei Schritte in die Seite.“ „Genug, ich bitte dich!“ . . . und nach einem Schweigen leise: „Fürchtbar . . .“ und sie zuckte sonderbar mit den Schultern.

„Daß man daraus eine Spalte macht, ist wirklich arg. Aber abbestellen? Und welche dafür halten?“

„Gar keine halten. Wozu überhaupt Zeitung?“

„Und das Leben dadraußen? Wie willst du davon unterrichtet sein?“

„Ach, das Leben,“ sagte sie geringschätzig. „Ich vergaß, daß du es damit hast. Ich meinerseits, du weißt, bin ohne dieses Bedürfnis . . .“

Er schüttelte bedenklich lächelnd den Kopf, und sie bekräftigte: „doch.“

Das Mädchen warf ihr einen Blick zu, dem aber außer Hurtigkeit noch eine bittende Verlängerung eigen war, und wurde langsam ganz rot. „Else?“ fragte die gnädige Frau und lachte ein wenig. Mit niedergeschlagenen Augen und froh daß sie Teller in den Händen hatte, brachte das Mädchen die Bitte heraus, noch ein bißchen spazieren gehen zu dürfen, es sei so schöner Vollmond draußen.

Er ging indessen zweimal auf und ab in gefasster Bestürzung. Es konnte unmöglich so fortgehen. Wußte sie nicht, daß dieses ängstliche Fliehen vor dem Wirklichen sie irgendeinmal von ihm trennen würde, wenn sie es nicht überwand? Was dem Mädchen wohl anstand — die junge Frau mußte damit fertig werden können . . . Er hörte sie fragen: „Ist alles fertig für die Nacht?“ und sah, sich wendend, eifriges Nicken. „Dann können Sie gehen. Aber um elf sind Sie wieder da, Else, hören Sie?“ Sie bedankte sich, und der gnädige Herr, der am

Fenster stand ohne hinauszusehen — er erkannte gerade: er mußte sie zu sich hinüberziehen; Gelegenheit würde sich später finden — drehte sich um und neckte: „Sie müssen morgen zeitig heraus, zur Frühmesse; vergessen Sie das nicht! Marienmonat!“ Was ging den das an, er war ja ein Reher und kannte die heilige Jungfrau gar nicht, dachte sie unmutig und geschmeichelt, wurde ganz rot, bedankte sich nochmals und ging leise schnell hinaus.

Walter Rohme trat zu Claudia, die noch auf dem Sofa saß und den Nacken an die Rücklehne geschmiegt, soeben die Augen zu ihm hinwandte. „James,“ sagte er vergnügt, „der Mond heißt James und ist bei dir bedienstet.“ Sie lächelte mit den Mundwinkeln. Er bückte sich zu ihr herab, nahm ihren dunklen Kopf in beide Hände, ganz langsam und sanft und küßte ihre Lippen, die sanft geschlossen und blaßrot die seinen erwartet hatten, da nunmehr das Dienstmädchen draußen war. Er richtete sich endlich auf ohne die Umarmung zu lösen, hob sie so mit empor und führte sie, die dicht an ihm schritt, zu der Schiebetür in das Musikzimmer. Mit knapper Drehung löschte er hinter sich das Licht und schob die Türen auseinander. — Hinüberziehen? Claudia? Nein. Sie mußte von selbst zu seinem Ufer kommen, nur die Brücke durfte er zeigen und ihr die Hände hinhalten . . . irgend einmal, nicht allzuspät.

„Da haben wir also den gemeldeten Mond,“ sagte Claudia . . . Der Raum war bis in die Ecken von

Licht gefüllt, von einem stofflosen Lichte, das ohne Quelle schien: das Dach des Hauses über ihnen verdeckte schon das Gestirn. Die Luft selber glomm weißlich, sanft, traumklar und berauschend, man atmete sie ein und sie löste die Seelen der Glücklichen sofort, wie ein stark milchiger Wein, unbekannt und beseligend. Sie standen lange auf der Schwelle, die beiden, in einem Beieinander, das inniger war als Küsse, und blickten in die lichte Nächtlichkeit des vertrauten Raumes. Auf Beethovens marmornen Stirn glänzte ein silberner Schein, und der warme Nachtwind bewegte langsam die Vorhänge der geöffneten Fenster, aber der Flügel war ein Werkzeug aus Licht geformt, und seine Decke blinkte wie der Spiegel eines Sees geschmolzener Klänge, silbern, umrissen und leicht. Blüten dufteten vom Garten herein: es war eine Nacht des Mai. Sie traten ein. Er führte die geliebte Frau vor das Instrument, ohne den Arm von ihrer Schulter zu nehmen, öffnete es: der Spiegel des Sees schwand hin, und auf hob sich die schwarze Schwinge zum Flug in eine tönende Ferne. Elaudia entblößte dem singenden Drachen die Zähne, indem sie seine schwarze Oberlippe zurücklegte; sie ließ den Ring vom Finger neben sich aufs Fenster fallen und schlug einen hoch schwingenden Ton an, der sich dem Lichte hold vermählte, zitternd und schwindend.

„Und was?“ fragte sie mit dunkler Stimme unterhalb des Klingens wie Dämmerung um Licht. Ein

Glämmchen riß aufblühend ein gelbes Loch in die Nacht und hinterließ einen kleinen roten Kreis, der duftend rauchte. „Cismoll,“ sagte der Mann endlich und atmete Rauch ein.

„Natürlich,“ warf sie neckend hin, „ich wußte es vorher.“ Aber er schwieg einfach, und als er hinter ihrem Rücken in einem großen Stuhle ruhte, begann sie.

Die zartfließende Drettstellung, auf- und abrollend, in leichter Feterlichkeit ohne Trübe, dieser köstlich wehende Schleier aus Klang, über dem die Melodie aufglänzte, wie mit silbernen Sternen darein gestickt — was war in ihn verwoben, das ein so eindringendes Glück geben konnte, ein inniges Angerührtsein nahe am Herzen? Träumen, träumen. Hingeben und sich verlieren, wohin der unbesonnene Strom der Empfindungen strudeln will. Ja, denke deiner Jugend, Walter Rohme, da es in dir so will, frage nicht, warum sie sich heute meldet, vergiß die Spur, die du von dem mordenden Schüler jenes Zeitungsblattes zum gegenwärtigen Augenblicke führen siehst . . . Ja, du bist es, der hier sitzt, und du bist auch jener Knabe, den der Mond über stille Wiesen hin nach dem schwarz ängstigenden Walde lockte, den er auf einer Lichtung hinwarf, und dessen Tränen er zu weißem Silber zauberte . . . du bist es! Damals hat dir niemand so unirdisch zugesungen wie es jetzt eine tut — und die Krämpfe deiner Seele entluden sich nicht anders als in langem Laufen, in Träumen

und auf den ärmlichen vier Saiten deiner gelben Geige, die alle deine brennenden Phantasien heftiger aussprechen mußte . . . Jetzt aber — bist du nicht jetzt erst jung? Wohin ist der häßliche Bart, der dein Gesicht alterte, wohin sind die Gruben unter deinen Augen und die hohen Kragen, die dich einengten und versteiften? Ein verjüngtes Gesicht hebt sich auf schlankem Halse aus dem niedrig umlegten Kragen, bartlos, und deine Augen blicken frei und zärtlich zu ihr hin, die dich entzauberte. Sie weiß freilich nicht, wovon sie dich erlöste, auch ahnt sie nichts von den Niederungen, aus denen du dich zu ihr erhobst — soll sie nie davon wissen? — aber höre sie: sie sendet dir ihre Töne, und was du mit den mondlichtvermählten einatmest, ist ihre ganze hingeebene fromm machende Liebe.

Sie schwieg und sah vor sich hin mit jenem Ausdruck, der ihr ganzes Gesicht veränderte und es entlehnt scheinen ließ in einer Welt, die ihre Augen noch schauten, dort, jenseits der Mauern. Walter Rohme liebte sie mit Blicken wie mit langen Wimpern, deren Bewegung auch er selbst beglückt fühlte: da erklang, wie dicht an seinem Ohre gespielt, aber doch nur in seinem Innern, ein Stückchen Geigenmusik, ein schüchternes Thema von leichtfüßiger Melancholie: nach einer Stufe ebene Schritte, kleine Sprünge und ein hüpfend sanftes Auf und Ab — fast nichts. Klavierklänge vorher . . . aber als er sich der Erscheinung zuwandte, war sie sogleich wie nicht

gewesen. Eine leichte Verwirrung entstand, dauerte und mündete in die Frage: woher kam diese phantastisch deutliche Musik? Es antwortete nach einer Pause: aus den jungen Tagen, als du gerade spielen konntest: rate, Haydn? Mozart? mußte es nicht Mozart sein?

Und plötzlich, als bedeute diese kurze Stille ein Ende, und nicht nur die Vorbereitung des andante, erhob er sich unter einem inneren Befehl. Er ging leise zum Notenschrank und öffnete ihn, dann nahm er den Geigenkasten herab, der oben lag. Claudia sah ihm schweigend, staunend zu. Offenbar will er geigen; er war heute also im Hören nicht stark. Hätte er nicht doch das Ende der Sonate erwarten sollen? Sie fühlte sich eher geneigt, allein zu spielen und nur aus sich zu schöpfen und zu strömen; die Noten würden sie nicht wenig beengen . . . aber da er wollte — Sein Betragen war ungewöhnlich und hatte sicher ein starkes Motiv — was trieb ihn nur? Er kniete vor dem offenen Schrank und las, mit einem Streichholz leuchtend, in der Tafel, die seinen Inhalt angab; sie saß ruhig in ihrem Stuhl, die Hände im Schoß gefaltet, und betrachtete in wortlosem Warten, wie er die Kerzen zweier breitfüßiger Leuchter entzündete, von denen jeder zwei auf ausgebreiteten Armen über seinen kurzen Rumpf erhob; die Flammen glühten Lanzen spitzen und scheuchten die Dunkelheit in die Ecken des Raumes; und als er sie vorn auf den Flügel stellte, wich die Nacht

vom Fenster zurück. Ehe er die Decke des Instrumentes herablief, streichelte er rasch einmal ihren Scheitel; dann holte er die Geige und das grüne Heft. Sie war neugierig, seine Wahl zu wissen. Würde es Brahms sein oder Bach?

„Schubert,“ las sie halblaut und verwundert, „Sonatinen, opus 137?“

„Willst du, Liebling? Mich überfiel da plötzlich eine Erinnerung: wie stark, siehst du an meiner Ungezogenheit. Das ist hier die erste Sonate, die ich als Junge spielte; sie ist freilich ganz leicht und du langweilst dich am Ende dabei. Aber das will heute gespielt werden . . . ich hatte es allzulange vergessen . . .“ Du Güttiger, dachte sie glücklich und gab ihm statt aller Antwort den Grundton und die Quinten an; er stimmte, und die sanften lauten Doppelstimmen klangen im Flackern der Kerzen.

„Ich finge eigentlich gern mit dem zweiten Sage an,“ sagte er, die Geige schon unterm Kinn, „aber mein Gewissen . . .“

„Dein Gewissen hat sehr recht.“

„Obwohl mich nur das andante besucht hat?“ . . . Der Bogen hing schräg herab, mit der Spitze in den Teppich geböhrt.

„Und wenn das Kind noch netter bittet und das Stimmchen oben schweben läßt: erst das allegro, und das andante als Belohnung.“

„Welche Mutter! Ich wünsche unsern Kindern Glück . . .“



„Still! hast du Mamas Brief gelesen?“

„Vorhin. Ich bin froh, daß sie sich mit Kalderns wohlfühlt, und daß Strimisch bei ihr ist. Ich habe ihr gegenüber das schlechteste Gewissen von der Welt. Erst entführe ich dich, und dann überläßt sie uns das ganze Haus und reißt, die alte Dame.“

„Welch ein Gewissen, das deine! Ich gestehe — nun, du warst nicht zehn Jahre lang mit ihr allein . . . Ich brächte übrigens zum Plaudern nicht nur die Geige in Spiellage, sondern auch den Bogen . . .“

Er lachte und setzte ihn an: „Also?“ Und sie begannen: ein freundlich auf und ab eilendes Motto, einstimmig hingestellt, ein Motto wie eine kleine Welle, frisch, grün und ganz klar; dann träufelte sich die Oberstimme des Klaviers zu spielenden Schaumketten, die Unterstimme verspätete das Thema um einen Takt — und im Vorwärtsdringen der Geige, mit Veränderung, Wiederholung und Tausch der Führung baute sich der Satz auf, ganz einfach in den Mitteln, ganz schlicht in der Ordnung, aber von einer Klarheit und verjüngenden Bewegtheit, daß Claudias Lippen von einem leisen Lächeln getrennt wurden, und ihre weiten schwarzen Augen, die die Kerzenflammen gespiegelt enthielten, sanft glänzend und erfreut am Blatte hingen. Sie hatte das noch nie gespielt.

Walter Rohme dagegen fühlte seine Aufmerksamkeit beständig abirren und spielte endlich in traumgleichem Abseits von sich. Er beobachtete die sonderbaren

Erscheinungen dieser Wiedergabe nach so langem Vergessen: da wußte er noch das Ganze auswendig, Noten, Pausen, Betonungen! Er sah einem Andern zu, der für ihn spielte, einem Ich, das die Form eines Knaben mit glücklichen Augen über mageren Backen annahm, sowie er die Augen schloß, er bemerkte die Muskelgefühle des Bogenführens, die gestreckte Geradheit des Arms von der Schulter zur Fingerspitze, wenn der Bogen herabging . . . das allmähliche Sich-Eintrümmen beim Aufstrich wie die Kolbengelenke eines Dynamos . . . das präzise Auf- und rasche Hinaufschlüpfen der Finger über den Geigenhals — diese ganze geübte und zweckvolle Mechanik, die während seiner Abwesenheit einer lenkte und bewußt machte, der auch Er war, nur nicht sein innerster Kern — jetzt summite er ein Stückchen den Rhythmus mit, und „cis“ rief Claudia, während sie einen Lauf in Sechzehnteln aufstiegen ließ, „cis!“ du spielst schon zum zweiten Male c.“

Er erschrak, brach ab und lachte befangen. „Diesen Fehler habe ich als Junge eingeübt, er kommt wieder mit.“

„Dein Strich hat keine Seele heute, scheint mir, bist du müde, Lieber?“

„Ach nein, nur abwesend. Dahinten, ganz vorne vielmehr, bei dem kleinen Rohme. Aber laß nur, beim zweiten Satz . . .“ „Ich bestehe trotzdem auf dem Schluß des ersten. Bitte noch einmal die drei Halben vor dem Lauf. Ich finde es entzückend.“

Er begann gehorsam, und während sie den Satz zu Ende führten, wunderte er sich im Herzen über die Leichtigkeit dieser Musik. . . . Ja, der kleine Walter hatte Fehler eingeübt, für ihn war das eine Eroberung gewesen, eine schwere . . . War er ihr nicht schuldig, von alledem zu reden, was mit den Klängen auf-erstand? . . . Da wäre schon die Gelegenheit? — Gefährlich! rief es ihm zu, zu nahe an dir, an ihr . . . Sie schlossen.

Er trat zum Fenster und beugte sich hinaus: welcher Friede: Auf jedem Blatte stand mit Mondschein geschrieben „Glück der Gegenwart“. Die Dankbarkeit, mit der er vom Winde atmete, der seine Haare bewegte, hob seine Brust und breitete in ihm Arme aus, umfangende. Oh Glück der Gegenwart, er-rungen nach sehr ähnden Erschütterungen, verdient nach dem Sieg über die Jugend, über diese Zeit der zerfressenden Qualen! . . . Er wandte sich, im innersten Ring seines Wesens aufgeregt, und bettete sein Gesicht küßend in Claudias Haar, das wie Nachtblumen duftete. Blüte meines Glücks, sagte er in sich mit Zärtlichkeit, die in ihrer Fülle starb, Blüte du meines Glücks . . . oh Claudia . . . die Tränen waren ihm nahe. Sie bewegte den Kopf nicht, sie ließ die Liebkosung glücklich über sich hinrieseln; erst als er sich aufrichtete, wandte sie das Antlitz seitwärts und sagte ernsthaft:

„Ich glaube, ich war es, die vorhin das andante nicht erwarten konnte.“

„Kleine Lügnerin,“ antwortete er mit liebevoller Stimme.

Behutsam tupfend, mit kunstvoll beherrschten Händen ließ sie das Thema sich austönen, während die Geige schwieg, diese leichte Melancholie, aufhüpfend, schreitend und hinab – und dann lauschte sie lächelnd und beglückt dem durchsichtigen Spiel der getragenen Töne. Was hieran hieß denn schön, was war denn zauberisch in der schlichten Verbindung einfacher Terzen und Oktaven, was gab es denn Unerhörtes in diesem sachten Strömen von Stimmen, die miteinander gingen oder sich symmetrisch auswichen, was sprach denn so süß zu ihrem Herzen, während sie hier ihre Hände ausbreitete und schloß und mit denkenden Fingern Tasten sprechen ließ? Wie das einfach hinging, wie sanft und klar, und nicht trauriger als eine Nacht wie diese, beglänzt und voll von Glück . . . Ah, nun sang die Geige, sang sich aus mit einer Stimme über Menschenstimmen . . . fast zerbrach ihre sehnfüchtige Trauer, ihre von den Noten gefesselte Schwermut, die in sich vibrierte wie man ein Weinen verhält, fast zerbrach dieses mühsam in Maß gezwungene Ausdrücken den zarten Gang des Ganzen . . . Man mußte die eignen Töne ehrfürchtig dämpfen . . . Ja, das war die Seele, die tönte, und der Bogen ging nicht anders über die Saiten hin, die unter ihm zitterten, wie über die Seele das Glück . . . Nun kam es an sie, zu antworten – und wie sich der Gesang der Saiten in ein murmelndes Gerank verlor,

sprach sie und redete zu ihm in den weinhellen, weinsüßen Harmonien, die geschrieben standen. „Schubert,“ dachte sie, und dachte „Walter“ und dachte „ich liebe dich“ und dachte „mein Glück —“ alles in diesem einen Namen.

Das ist das Ende — schon, leider. Nun noch die beiden Akkorde, die alles lösten und gelind in die Stille entließen, in das tiefe, wundervolle Schweigen, durchzungen von nachhaltenden Satten . . . Ein Klappern von Holz auf Holz, laut und jäh, schreckte sie auf, noch ehe sie hinsah war ihr deutlich, daß Walter Geige und Bogen heftig fortgelegt hatte . . . Da stand er am Tisch, die Arme gespannt, die Fäuste geballt, tief einatmend, hart ausstoßend: von seinem Gesicht löste sich eine Qual ab, die es verzerrt hatte: „Was hast du, Liebster!“ fragte sie angstvoll. Er antwortete, schnell gesammelt, sanft, indem er wieder zu ihr trat: „Nichts mehr, Liebling, oder wenigstens nicht viel.“ . . Sie hörte nicht auf, in den Augen ein dringliches und banges Fragen zu haben, und er sprach weiter: „Es sind nur die Erinnerungen. Ich weiß wohl, warum ich diesen kindlichen Mordversuch aus dem Druckpapier drinnen nicht los wurde, warum ich mich im Mond ergriffen fand und wie sich darauf diese Musik da meldete — oh, ich weiß wohl! Vergangenheit ist ein scherzhaftes Wort! Jetzt, neben dir stehend, erwachsen und gesichert, war mir wieder wie dem Knaben zumute, der sich aus seinen Bettigungen, aus den Wirrnissen seiner Seele, die sich

nicht verstand, hierher rettete, zur Musik. Denn wenn ich phantasierte und versuchte, ohne Noten aus der Geige zu reden, wurde ich so schwermütig, so voll von pressender Angst und Not, als erdrückte einer mein Herz langsam mit harten Händen . . . dann brach die kümmerliche Melodie ab, und ich saß stumm im Dunkeln, in einem Grade unglücklich, vor dem mir jetzt schaudert . . . Dann kam alles das, womit ich rang, alles das in mir, was ich schlecht und böse nannte, das Lasterhafte und Dunkle, das ich aus mir herauschaffen wollte, all das, dem ich untertan war und gegen das ich mich fruchtlos empörte, und machte mich verzweifeln. Dies hier aber" — er schlug auf die Noten — „und dergleichen tröstete mich" . . . Er schwieg tief befreit. Wie das aus ihm quillt . . . Du Zarter, dachte sie, du Guter, was für winzige Erlebnisse mögen dich damals aufgereggt haben! Erinnerst du dich . . . als du mir von dem Pakete erzähltest, das nach so kuriosen Schicksalen zur Post kam? „Was quälte dich denn so, damals? Wie alt warst du, vierzehn, fünfzehn?" Es lag ein Lachen in ihrem Ton, ein zärtliches, schelmisches, ein verliebtes. Die Kerzen flackerten im Winde und tropften in weißen Wülsten. „Fünfzehn, glaub' ich. Was mich quälte? Ich sagte es: ich fand mich schlecht, und befahl mir vergebens, gut, rein, fehllös zu werden. Ich peinigte mich. Ich wünschte Katholik zu sein und einem Priester beichten zu dürfen, einem nicht mehr menschlichen Wesen, das

strafen durfte, aber auch mit Kräften begabt war, zu verzeihen — mit lebendiger Gnade zu verzeihen. Wir hatten einen Geistlichen an der Schule, einen strengen, sanften und musikalischen Priester, klug, geschult und behutsam, er hätte mich verstanden. Unser eigener „Religionslehrer“? Gott, der Mensch war manchmal betrunken und versah außerdem den Turnunterricht“ . . .

Claudia lachte hell und mit einem Übermut, den sie aus ihrer ganzen Freude an ihm aufschließen fühlte, nicht aus der Drolligkeit, von der er sprach. „Beichte mir,“ sagte sie. „Knie vor mir und beichte. Ich will streng und gnädig sein, beides. Ich lösche die Lichter aus“ — und sie blies in die Flammen, „nun rede, Sündiger.“ Wie Blut brach die Mondnacht durch die Fenster ein, schlug empor und füllte das Zimmer wie vorher still mit durchsichtiger Bläue. Er sah sie, ganz weiß in dem neuen Lichte, mit weiten Augen an, allzu ernsthaft für dies Spiel; er nickte, kniete vor dem Klaviersessel hin, umfasste ihre Hüften und, ehe er den Kopf auf ihre Knie legte, sandte er noch einmal diesen Blick hinauf, ihr, die froh zu ihm hinabsah, mitten in die Lider und in das erschreckende Herz. Mondlicht schwimmt in seinen Augen . . . was wird er sagen? ist's dennoch etwas Ernsthaftes? Ach nein, dich schreckt die Stille, der Mond, das ungewisse Licht . . .

„Gut, ich beichte. Der Beichtstuhl ist ein Altar und der Priester ein Gott — was wird er sagen?“

Gleichviel. Höre gut hin, nimm es nicht allzul leicht  
 und überlege, ehe du mich lossprichst. Ich lag, um  
 anzukommen. Nicht mehr als jeder Junge, aber ich  
 litt hinterher und bereute — bis zum nächsten Mal.  
 Ich bestahl meine Eltern, indem ich naschte. Die  
 Lockereien waren nicht verschlossen, aber ich wußte,  
 daß ich stahl. Ich stahl auch Bücher, kleine wert-  
 lose Heftchen, aber ich entwendete sie. Noch als  
 Student im ersten Semester, stahl ich in einem  
 Antiquariat einen Descartes, 1650, Elzevir. Ich  
 tat das, weil ich ihn nicht kaufen konnte, weil die  
 Leute sorglos waren und leichtsinnig — aber ich stahl  
 und behielt ihn. Er steht zwischen den anderen  
 Büchern." Er holte tief Atem, war es nicht mög-  
 lich, der Stimme diese Schwere zu nehmen? Elan-  
 dia saß ohne Regung, er wollte ihr Gesicht nicht sehen  
 — Dann: „Ich mordete auch. Nicht Tiere, auch  
 starben die nicht, die ich mordete; denn ich war ohn-  
 mächtig und meist feige. So blieb es dabei, daß ich  
 denen den Tod wünschte, glühend, rasend wünschte,  
 daß ich zu Gott darum betete, er möge sie krepieren  
 lassen, Lehrer, bei denen ich nichts gekonnt hatte,  
 Kameraden, die mich überwunden hatten, meine  
 Eltern, wenn sie mich hinderten, meinem Willen zu  
 folgen. Es tobte in mir von Mordlust, von Gier  
 nach blutigem, grausamem Töten. Nur die Hemmungen  
 trennten mich von der Tat. Und wie leicht fielen  
 sie! Ich erinnere mich, als geschehe es eben: ich  
 habe ein leichtes Fieber, entzündeten Zahn oder so.



Mein bester Freund kommt mich besuchen. Wir unterhalten uns, ich auf dem Sofa, er am Ofen stehend, wir disputieren, streiten, er wird recht behalten: da faßt mich Raseret und ich . . . gieße ihm ein Glas Wasser ins Gesicht, das neben mir steht! Wer wagt zu sagen, daß ich ihn nicht erschossen hätte, wäre mir eine Pistole in die Hand gekommen, wie dem Jungen in der Zeitung? Ich liebte ihn sehr, er war mein Freund — und dennoch! . . . Aus Herrschgier, weil ich unterlag! Nachher bat ich ihn um Verzeihung . . .”

Er fühlte mit tiefem Staunen: was geschah hier: Wer schrie so leidenschaftlich aus ihm, aus Walter Rohme, dem Dreißigjährigen? Wessen Gesicht glühte hier vor Erregung und wer büßte hier, büßte mit heißer Stirn und zuckendem Herzen? Und was lag hier vor, daß er sich schämte, offen schämte, zu enden? Claudias Finger lagen so still in seinen Haaren, und erst hatten sie ihn gestreichelt . . .

„Zu enden: da war noch ein Junge, ein hübscher bräunlicher Knabe. Wir gingen zusammen baden, ins Schwimmhaus, eine nützliche Stiftung, ja. Und dort teilten wir die Zelle. Und wenn wir gebadet hatten, trockneten wir einander ab. Und dann blieben wir nackt. Ja. Und dann besahen wir uns, und berührten uns und küßten uns. Dann befahl einer, und der andere legte sich auf die harten Holzplatten, zur Peinigung. Und der erste . . .”

Claudia stand auf, mit einem Ruck, der den Stessel

umwarf. Sie hielt die Hände zwischen sich und ihren Gatten, mit einer Gebärde gelähmter Abwehr, und ging hinaus — das Gesicht abgewendet, mit ganz großen schwarzen Augen, blinkte im Mondlicht steinweiß — ging durch die Tür, durch alle Türen, durch alle Räume bis ins Schlafzimmer, und drehte den Schlüssel um, zweimal.

Sie hielt an und blickte starr in den lichten Raum, dessen weiße Wände die Helligkeit verdoppelten. Er lag ganz still, nur die Möbel knarrten noch von dem jähen Eintritt. Ihr Herz rührte sich in regellosen Schlägen langsam. Ihr Körper zitterte schrecklich, wie von elektrischen Strömen geschüttelt. Sie sah sich in dem großen Spiegel des Waschtisches, steif und erstarrt, in dem gelblichen Kleid, das der Mond ganz hell machte . . . dann schlug sie die Hände auf die Brust, aus der ein Stöhnen brach. Frostschauer durchdrangen sie. Sie schüttelte schnell und entfegt den Kopf: nicht mich ansehen! Die Kniee wurden ihr schwach, sie taumelte zum Fenster und auf einen Stuhl. Dann legte sie das Gesicht in die Hände und weinte laut.

Sie fühlte nichts mehr von sich: so ganz ausgefüllt war sie von wirbelnder Verstörung, die umschwang wie schwarzes Wasser im Trichter eines Strudels, die sie eisig lähmte, und die von der riesengroßen Woge hinterlassen war, mit der das Entsetzen in sie hereinbrach, vorhin, bei diesem furchtbaren Gesehen . . . Im Erinnern versagte ihr der Atem,

sie leuchtete leise. Er, er! das war in ihm, so sah er aus, ohne Kleider . . . Es war ihr, als müßte sie wieder aufspringen und weiterlaufen, laufen bis sie niedersiel, in einem Gebüsch, in Sicherheit, mettenfern von ihm . . . War sie hier sicher? Sie sprang auf, tief zur Tür, ja, sie war verschlossen, doppelt — aber noch den Riegel vorschieben: den Schwanz davor stellen, wenn sie es gekonnt hätte! Der Blick, den sie durch die Tür und alle Räume auf den Knieenden schoß, enthielt nichts als Furcht und Abscheu . . . Dann tief sie lautlos zu ihrem großen Stuhle zurück, vertrough sich in seinen Lehnen und sah mit trostlosen, schon versiegten Augen vor sich hin, ins Leere.

Zwischen langem, von wirrer Stille erfüllten Nicht-Denkens können erhobene Gefühle ihre Häupter und redeten. Er hätte schweigen müssen, schrie es, schweigen! Nein, er hätte das alles nicht in sich haben dürfen, wenn er mir so nahe kommen wollte. Er hat mich unerbört betrogen . . . Sie jammerte leise, und ihre Finger, ineinandergeschlungen, wanden sich ruhelos in schmerzender Verklammerung. So nahe! Ihr Blick zwackte scheu zu den Betten hinüber und fiel tot zu Boden . . . aufsehlisch . . . . Aber mindestens schweigen mußte er, nicht auch sie beschmutzen und zerrütten, damit auch sie heillos und erniedrigt sei . . . Welche Entblößung . . . und die Scham, die ihn hätte zügeln müssen, brannte in ihr, in ihrem Gesicht. Ja, sie hatte sich zu schämen, es war in der Ordnung: war

sie ihm nicht ganz nahe verbunden, von Mensch zu Mensch, innerlich unlöslich an ihm geknüpft. . . . . Müßte sie nicht verzweifeln? . . . . . Da fragte es plötzlich, unlöslich? Eine schreckliche Pause . . . dann sah sie hin und stellte fest: — ja. Sie atmete tief und wußte nicht, warum. Ist das Verzweiflung? Wäre Stille überläubte die Antwort.

Sie erhob sich und stand am offenen Fenster, blickte zum Himmel auf und sah den Mond, der sich gesenkt hatte, in fast erfüllter Rundheit und unsäglichem Glanze. Sie setzte sich auf das Fensterbrett, schräg, den Rücken an Mauer und Rahmen gelehnt; das gelbliche Kleid floß wie ein Lichtbrei ins Zimmer zurück, und ihr Blick zog sich fest an dem Gestirn, dem sie eine Seele lieb. Ein maßloses Mitleid mit sich drang in sie ein und löste ihr Unglück in neuen, nun sanften Tränen. Wie war sie so ganz allein! Wo lebte jemand verlassen wie sie . . . Tropfen um Tropfen rann über ihre Wangen und glitt salzig in die Winkel des in Schmerzen abwärts gerundeten Mundes. Hofflos litt sie, hatte nicht einmal einen Namen, ihn zu flüstern wie bisher — denn der diesen Namen trug, der machte sie leiden. Was war von dem Zauber der Nacht geblieben? Was geblieben von dem blauen Glanze in der Luft und dem Lichte, mit dem man Liebe atmete? Liebte sie ihn denn noch? Auch jetzt? später wieder? Sie wußte es nicht, sie hatte keinen Rat, und ihrem Unglück antwortete er nicht, der Zauber des nächstlich blauen

Himmels, der doch ihrem Glück ein Echo gewesen. Dort draußen hatte sich nichts geändert, die riesenhaften Leuchter der blühenden Kastanien drohten noch immer, mit bleichen Flammen besteckt, die im Winde schwankten, von den gerundeten Akazien her schwammen auf der Luft Duftwellen heran, Gliedergeruch sonderte sich davon wie von der sanfttönenden Klarinette der singende Klang der Oboe, und wie helle Flötentriller sandte das Hyazinthenbeet, farblos im bleichenden Lichte, seine Düfte empor. Da unten atmete ihr lieber Garten — warum blieb er schön, reich und böse, da alles andere sich zerstörte? Denn es war doch alles zerstört und zu Ende — und niemand so verlassen und unglücklich wie sie . . . Niemand? Nicht auch einer in ihrer Nähe, dort im Zimmer nebenan? Saß da nicht einer, der litt, und bitterlich litt? . . .

Sie strich mit beiden Händen ihr Haar entlang, von der Stirn nach dem Nacken, wo es sich zum Knoten schürzte, und kreuzte unter ihm die Finger. Ein nachdenkliches Schweigen breitete sich aus. Besinne dich, sagte es in ihr, besinne dich . . . und wie in plötzlichem Entschluß fragte sie sich: was ist überhaupt geschehen? Es schrie: etwas Entsetzliches, Unerhörtes, eine Beleidigung und Verletzung, ein Hieb ins lebendige Fleisch! — Ruhe jetzt und Kälte, Claudia, du warst im Recht, aber nun lege es dar. Ein Mann — wer? Dein Gatte, dein Geliebter, Claudia, Walter erzählt dir gewisse Erlebnisse der

Jugend, die fünfzehn Jahre zurücklegen, spricht davon auf deinen Wunsch und weil sie ihn plötzlich peinigten, unausgesprochen wie sie in ihm begraben lagen. Zugegeben, daß sie besser verschwiegen blieben. Denn du fürchtest von jeher alles, was erniedrigt, Claudia, dein Leben war immer darauf gestellt, jenes andere, das man auch „Leben“ nennt, zu verschweigen, nicht zu wissen — du wolltest stets in Reinheit deinen Weg gehen, du brauchtest das, weil du zart bist und wenig Waffen gegen das Grauen und die Hilflosigkeit hast, die dich vor allem befällt, was du das Gemeine nennst . . . du weißt es. Nun dringt, von unermuteter Seite, das „Leben“ auf dich ein, du siehst den Mann, der neben dir schläft und dem du — wie gerne! alles gabst: du siehst ihn vom Leben gefangen: und was tust du? Du stiehst! Du läufst davon, als hättest du nicht längst, seit jener Nacht, das Leben ganz eng an dich herankommen lassen, du bist unselig, quälst dich und vergißt, daß er es ist, er, von dem es dir kam, und läßt ihn zurück, allein.

Sie glitt von ihrem Sitze herab und ließ Wasser in das Waschbecken rinnen, kühlte die Hände und das heiße Gesicht — wie wohltuend fühlte sie all die Frische! trocknete sich mit sanftem Tuche und kehrte zurück, am Fenster zu stehen, die Nachtlust zu atmen und das Geschehene im Mondlicht zu überdenken. Und plötzlich überflutete sie Verwirrung: was war doch gleich so Widerliches und Gemeines aufgedeckt worden? Sie konnte es noch denken, aber sie fühlte

es nicht mehr . . . Sie war geschnitten, denn sie saß jetzt hier, bei verschlossenen Türen — warum nur? . . . Es mußte ein Grund dafür gewesen sein, ein triftiger überties. Sie besann sich auf ihn — vergebens. Er hatte starr gewirkt, und dennoch war er ihr nicht mehr gegenwärtig. Worin bestand das Schlimme, und was in ihr hatte sich so jäh dagegen erhoben? Stillerlich: wenn sie sich des Gesändnisses erinnerte — nein, wenn dieses Gesändnis ihr eben jetzt gemacht würde: eben jetzt würde sie gewiß nicht fliehen. Das wußte sie scharf, klar und staunend. Warum fliehen? Als Mädchen, ja, damals hätte sie nichts anderes tun können. Aber hatte nicht in diesen drei Monaten Ehe so vieles eine andere Farbe gezeigt — alles eigentlich? Sie merkte erst jetzt, wie fremd sie sich geworden war, sich von damals. Daß es süß war, ganz erkannt zu sein, daß man Glück fühlen könne, den eigenen Willen einem anderen zu unterwerfen, daß aus trivialen Verirrungen der Häuslichkeit Heiterkeit in die Seele strömen könne, wenn sie für ihn geschahen — hätte sie früher nicht einfach gelacht, wenn man ihr dergleichen vorausgesetzt hätte? Dennoch war es so. Und nun stand es überraschend da: ein früheres Ich, das Mädchen Elandia Eggeling, hatte sich ihrer bemächtigt und sie fortgetragen — und Elandia Rohme sah sich in dieses Schicksal und seine Qualen verwickelt, sich und ihn.

Sie blieb noch einen Augenblick mit angehaltenem Atem — dann machte sie sich an ein unruhiges Auf-

und Abgehen, oft stehenbleibend und manchmal bis zu Worten ins Getümmel der Empfindungen hinein-  
gerissen. Er? litt er denn? Ja, er leidet, du weißt  
es. — So möge er; ich litt, ich auch, vielleicht mehr  
als er. Mehr — nein, nicht einmal ebenso sehr.  
Denn den Gedanken, Elaudia wehe getan zu haben  
— er wird ihn schwer ertragen, und Reus wird ihn  
überdies vergiften . . . Hätte er doch geschwiegen!  
Kannte er sie denn nicht? Mußte er nicht wissen,  
daß sie sich entfegen werde? Er wußte es und hatte  
dennoch geredet . . . Hätte er vielleicht einen Zweck  
damit verfolgt und in gewisser Absicht gesprochen?  
Es sahien fast so . . . Doch gleichviel: das Schlimme  
blieb ausgesprochen und die Welt auf immer ver-  
ändert. Aber — sie hielt an und ihre Stirn spannte  
sich — mußte man nicht zusehen, gleichwohl weiter zu  
ihr zu leben, miteinander, über dem neuen Wissen  
und aller Vertauschung? Sie hatte so viel Ver-  
änderung unmerklich hingenommen: immer einen  
Mann neben sich zu sehen — warum nicht auch diese?  
„Komme ich darüber hinweg?“

Aber ein jäher Zorn sprang sie an: wer war sie  
denn! kam es ihr zu, diese Frage zu stellen, oder  
mußte nicht vielmehr er zu ihr kommen, er ihr die  
Hände entgegenhalten und ihr helfen? Er hatte  
es nicht so eilig, wahrhaftig! Er saß jetzt irgendwo  
herum und . . . Was tat er denn jetzt! Er versuchte  
ja nicht einmal, sich mit ihr zu verständigen, herein-  
zukommen, zu erklären, zu bessern! — Aber sie ver-



wehrte sich diese Flucht in ungerechten Groll: nein, so töricht sollte sie nicht denken. Er durfte jetzt nicht hierher kommen, in diesen Raum mit den beiden Betten, er wußte das. Er blieb fern, aus Zartheit: gib das zu, Claudia. Ja, er hatte recht, es wäre eine Verfolgung gewesen und hätte alles verschlimmert. Wie schwer das war . . . Aber dennoch: sie mußte allein damit fertig werden. Sie mußte diese Nacht für sich haben, und morgen würde man sehen. — Morgen? Beim Lichte eines neuen Tages voreinander stehen? aber das bedeutete ja, eine Mauer aufrichten zwischen sich und ihm, die abzutragen lange Zeit bedurfte . . . eine ganze einsame Nacht, mit ruhelosem Grübeln und spätem Schläfe? Zwei fremde Menschen würden morgen vor einander umschattete Augen niederschlagen! Hier stand sie vor Unmöglichem. Sie blickte auf die verschlossene Thür und stöhnte. Wenn er doch käme, wenn er es doch wagte! Aber sie wußte, es blieb ihm verboten — und wie eine Verirrte, die im Dunkeln nach einem Ausgang tappt, machte sie ratlose Schritte, die sie ans Fenster führten.

Sie ließ die Blicke hinausgehen, Gleichgültiges zu sehen, eine kleine Welle Atem zu holen, zu ruhen. Der weite Garten lag weiß im Mondlicht, Wege wanden sich wie Dämme durch lichter Wasser, und ganz schwarz ballten sich die Schattenmassen der großen Allee. Zwei junge Menschen traten daraus hervor, und Claudia wich zurück: Else und James.

Der junge Diener, in Hemdsärmeln, die Hände in den Taschen und die kurze Pfeife rauchend — sie sah sogar das Aufglimmen des Tabaks und den leichten Rauch — ging neben dem Mädchen her, auf das Haus zu, einen kurzen Weg, der sich alsbald gabelte. Sie hielten einen Augenblick an, augenscheinlich wußten sie nicht, welchen wählen; dann beschritt er den rechten, der zu der hinteren Thür führte, nach der Rückseite des Hauses. Sie blieb stehen — „sie will über die Vordertreppe“ — machte auf dem anderen zwei tröhlige, zwei zögernde Schritte, hielt an, wandte sich und eilte ihm nach; er nickte.

Claudia lächelte spöttisch: „natürlich;“ dann emporste sich etwas in ihr so heiß, als ginge sie das da irgendwie an. Dann hob sie das Gesicht: ein plötzlicher Ernst weitete ihre Augen. Sie glitt langsam mit beiden Händen ihr Haar entlang, von der Stirn zu den Schläfen und die Wangen hinab. Sie drehte sich um, ging leise zur Thür, schob leise den Riegel zurück, schloß ganz leise auf, öffnete geräuschlos, hob mit vorgestreckter Hand den Vorhang zur Seite und stand starr: da lag er, ausgestreckt, dicht an ihrem Fuß, quer über ihrer Türschwelle.

Claudia sah, zwischen den Falten des Vorhangs undunkelt, in einer ungeheuerlich seltsamen Überraschung auf ihn hinunter: in einem Blicke erfaßte sie sein Gesicht: gealtert, von Schmerz zerrüttet, die Augen in Schatten, der Mund gepreßt und die Linien der Stirn wie nachgehöhlt. Ihre Rechte, in den schweren

Stoff verklammert, hielt den vorgeneigten Körper. Er gewahrte sie sogleich, fuhr auf und hob, stehend, auf die Hände gekniet, ihr das bleiche Gesicht entgegen und Augen, die mit Ungewißheit und ergreifendem Ernste fragten. So blickten sie aufeinander und harrten stumm. Das Herz der Frau schüttelte in groben Schlägen Wellen von Zärtlichkeit durch ihr Blut, Wellen, in denen sie ertrank. Sie stand zu ihm gebeugt, als werfe sie sich in höchstem Leid oder höchstem Glück über einen geliebten Körper, zur Umarmung, aber die Hand ließ den Vorhang nicht; so schwebte sie über seinem auffaugenden Anstich wie die Göttin eines Brunnens: und aus ihren Augen strömte Liebe. Er sah, erriet, zweifelte: dann löste Glauben die Spannung seiner Züge, und mit hörbarem Atem trank er die Erlösung, die sie über ihn ergoß. Grenzenlos schwermütige Zärtlichkeit glitt langsam in seinen dunklen Blick und umhüllte ihr bemoontes Gesicht, das ihm in Liebe zugewendet war, die der Ernst schmerzend machte. Sie schwiegen sich zu einander in einer Stille, unterhalb derer das Schlagen ihrer erschütterten jungen Herzen in das ferne, sanfte Zischeln der bewegten jungen Blätter stieß und ins Wehen des Windes. Endlich sank Claudia in die Knie und war ihm nahe. Und er begann zu reden, mit einer tiefen, ganz leisen Stimme aus der innersten Brust:

„Kannst du mir wirklich verzeihen?“

Und sie flüsternd: „Und du mir? Daß ich dich

allein ließ statt dir zu helfen? Wie eine Unmündige davonkief und töricht war?"

„Schilt dich nicht, Liebste! Zurückzuweichen, das war deine Waffe und dein Gesetz. Meins hätte geheißen: Schweigen.“

„Schweigen! mich außerhalb zu lassen, alles immer allein zu tragen!“

„Ja, ich hätte dich schonen müssen. Wußte ich nicht, daß dein Leben hinweggehen will über alles das unterhalb des Menschen? Ich tat es trotzdem . . .“

— „Und es war gut. Es mußte gesagt werden, einmal, irgendwas. Konnte ich noch länger so nebenher gehen? Einmal wäre es aufgebrochen, und je später, um so schrecklicher. Nein, Walter, ich sehe es jetzt, es war sehr gut.“

„Siehst du es? Du siehst es also? Laß dir die Hände küssen . . . Du sagtest: beichte. In diesem Augenblick erwog ich, ob ich es dir sagen sollte, und antwortete: ja. Aber nachher, als du gingst und mein Herz zerriß und die Verzweiflung in mir so tobte, daß ich meine Adern aufschneiden wollte, um sie herauszuspülen, nachher fand ich: mich trieb nicht, daß dein Leben falsch und künstlich sei, auch nicht, daß du von mir wissen solltest — mich trieb nichts als der eigensüchtige Wunsch des Befreitseins von dem, was ich nun 15 Jahre mit mir trage, von dem Bewußtsein, daß du mich gar nicht kanntest. Jetzt erkenne ich, mich bewegten alle diese Triebe zugleich.“

Und ich beschloß, vor deiner Schwelle zu warten, und morgen früh deine ersten Schritte in die Ver-  
söhnung hineinzuziehen — oder in mein Ende. Denn  
ich kann nicht leben ohne dich. — das habe ich grell  
gesehen, da ich elender war als je zuvor.“

— „Aber mein Leben war falsch und künstlich.  
Ich wußte vom Dasein, aber ich hatte es nie ge-  
schaut, vor Augen gehabt wie ich dich jetzt schaue,  
meinen Liebsten. Und wie ich sein Glück schaute,  
durch dich, Liebster. Es ist frevelhaft, das Unglück  
zu verleugnen und das Grauenhafte nicht zu sehen.  
Ich fragte mich vorhin: komme ich darüber hinweg?  
Aber wo ist hier etwas, darüber hinwegzukommen?  
Ein Mann ist geprüfter als ich dachte, das Leben  
ist härter als ich dachte, — nur härter? Nicht auch  
allgegenwärtiger? Nicht auch sanfter? Wie sinnlos,  
vor ihm zu bangen, da ich doch von ihm umspült  
bin wie von Luft, da es doch in mir enthalten ist  
wie eingeatmete Luft.“

Er erhob sich und zog sie sanft empor. Sie  
standen nebeneinander, im silbernen Lichte, Hand in  
Hand, und ihre Schatten mischten sich zu einem, der  
als Brücke ins Dunkel des Raumes reichte und  
ihrem Dastehen einen Sockel gab und das Fest-  
gegründete von Statuen.

„Ich sehe, das Leben wird von neuem beginnen.  
Daß du stark bist über dich, wußte ich seit dem  
Abend, an dem du mir die Hand reichtest über ein  
Geständnis hinweg, das ich aus Pflicht und Liebe

zwischen uns gestellt hatte wie einen Abgrund: das Eingeständnis meiner Schwäche. Aber du nahmst es leicht, du senktest eine Brücke und wir fanden uns — Fremde im Grunde. Und als du Oswald Saach vor uns anlagtest, den Toten, den du geliebt hattest, — da sah ich dich, eine Unbekannte. Heute jedoch — wie stark bist du denn, da du so fruchtbar zu leiden weißt?"

— „Und wie stark du, da du dich heraus hobst aus solchem Dunkel und so viel Wirrnis? Das Leben, das du mir heute als gangbar zeigtest, ich bin entschlossen, es zu beschreiten, aber ich bin schwach und neu. Ich zittere wie auf Eis, ich bin ängstlich und du mußt mich stützen, Nachsicht haben. Mit dir traue ich mich überall hin.“

„Du wirst es wagen? Aber wenn das Heutige nur ein Anfang war? Wenn von nun an mehr solche Ereignisse vor dich hintreten, und vielleicht schwerere? Kleine Claudia, was dann?“

— „Ich werde zittern, und werde wegsehen wollen. Aber dann wirst du bei mir stehen und mich anblicken. Ich glaube, dann werde ich vieles können.“

„Wir wollen uns festhalten aneinander. Man kommt allzuleicht und fortwährend auseinander, man muß sich ansehen und sich finden wollen und einander allezeit die Hände hinhalten.“

Er legte die Arme um ihren Leib und zog sie an sich; sie legte ihre Hände wie eine Schale um sein Gesicht, dem sie das ihre ganz näherte. So durch-

drangen sich ihre Blicke, tief und seltsam, so berührten sich ihre Körper in völliger Lieblosigkeit, Claudias Ober stelen, und die Lippen sanken aufeinander im Kusse.

Aus: „Die Novellen um Claudia“.

## Robert Walser: Der Knabe.

Ein Tierbändiger wurde eines Abends vor den Augen der Leute, die gekommen waren, um sich die Vorstellung anzusehen, von seinem Löwen, einem Prachtereemplar, angegriffen und so furchtbar zugerichtet, daß er, nachdem man ihn aus den Fängen des Ungetüms befreit hatte, nur noch einen letzten überaus traurigen Blick auf seine Frau und auf seine Kinder werfen konnte, worauf er, zerfleischt und zerrissen, wie er war, den Geist aufgeben und sterben mußte. Die arme, derart ihres Gatten und Ernährers beraubte Frau sah sich hohlhängiger, erbarmungsloser Verzweiflung gegenübergestellt; denn woher sollte nun das Geld kommen, und wer, wer um Gottes willen sollte nun das gefährliche Geschäft der Tierbändigung mit einigem Glück weitertreiben? Der Verstorbene schien unversehlich, und das Elend und der Jammer schienen allgewaltig; da trat, blühenden Auges und getrieben von einer höchst staunenswürdigen Willenskraft, von Energie sprühend, gleich, als sei er eine hochauflodernde Flamme und kein zarter Knabe, der Sohn des eben Gestorbenen vor die unglückliche Mutter und sagte

ihr mit einer Stimme, die die Festigkeit und die eiserne Entschlossenheit durchzitterten, daß er und kein anderer jetzt den Beruf seines Vaters übernehmen und weiterführen werde. Ah, ein junger Held glühte, und nichts nutzten bei dem stolzen Feuerkopf die Vorstellungen, die die tödlich erschrockene Mutter dem Kinde machte. Er wartete den nächstfolgenden Schauspielabend mit brennender Begierde ab, um seiner Mutter den Mut zu zeigen, der ihn beseelte, und als die Stunde gekommen war, trat er mit gebieterischer Miene, einem jugendlichen Fürsten ähnlich, die Pettefche und die Pistole nachlässig in der Hand, so, als sei er meilenweit davon entfernt, zu denken, sich irgendeiner andern Waffe als nur seiner Todesverachtung zu bedienen, in den Käfig und errang schon mit dem bloßen Eintritt in denselben stürmischen Beifall. Atemlos schaute das Publikum von seinen Bänken dem herzbeklemmenden Schauspiel zu, und als der mächtige Löwe nun dem zarten, lieben, tapferen, schönen Knaben gehorchte und alles pünktlich ausführte, was von ihm verlangt wurde, sich dem Kind zu Füßen legte, er, der am vorherigen Abend den Vater zerrissen hatte, erhob sich ein Tücherwinken, ein Geschenkezuwerfen, ein Klatschen und eine so gewaltige Begeisterung, wie die Menagerie sie nie zuvor erlebte. Der Knabe verdiente den Jubel, er lächelte. Doch wo nehmen wir die Worte her, die nötig wären, den mütterlichen Stolz und Jubel zu beschreiben, der nun mit ungestümen wilden heißen Küffen auf die Wangen, auf das Haar



und auf die kleinen Hände des Knaben regnete, als er wohlbehalten zu der Mutter zurückkehrte. Mit namenloser Liebe schaute sie dem Helden, den sie geboren hatte, in die Augen, und immer wieder, immer wieder, ganz überwältigt, mußte sie ihn küssen, ihn, der da stand, so bescheiden, als verstehe er nicht, was er Großes und Schönes getan hatte.

Ans: „Kleine Dichtungen“.

## Dffipp Dymow: Herbst.

Der Herbst kam. Wie?

Unweit von hier peitschte das Meer mit seinen Wellen den ganzen Sommer über, den ganzen Frühling und Sommer, das Gestade. Das Ufer war flach und sandig; die See polierte mit den kleinen Rieselfsteinen, warf sie mit der letzten durchsichtigen Welle auf den Sand und riß sie mit der ersten zurückgehenden wieder fort. Es machte einen seltsamen Eindruck: warum zerschlug sich so das Meer? Und woher kamen die Wellen, immer neue und neue Wellen?

Allein niemand sann darüber nach, aber am zweiundzwanzigsten Juli, ungefähr um ein Uhr, hatte die See es erreicht: die Wellen warfen ihn ans Ufer. Wohl möglich, daß sie ihn schon allmählich im Laufe des ganzen Sommers, des ganzen Frühlings und Sommers in klumpenartigen Flocken hinausgespieen hatten, aber niemand wußte davon. Jetzt wurde alles

verständlich. Der Schatten des Bootes, das tief eingegraben im Sande lag, fiel durchaus nicht mehr dorthin, wo er vor einer Woche lag. Durch die helle heiße Luft ertönte der Schrei eines Hahnes, ohne eine Erinnerung an die Kindheit wachzurufen. Ein Radfahrer hielt auf der staubigen Chaussee an und hob den Kopf, ein Windstoß, der plötzlich wie ein Sperling aufplatterte, umwehte seinen schweißtriefenden Hals.

Das war der Herbst. Die Wellen hatten ihn schließlich aus der Mitte des Ozeans hervorgerissen und an das Ufer geworfen.

\*     \*     \*

Dieses ereignete sich am zweiundzwanzigsten Juli um ein Uhr und wenige Minuten. Es war geschehen! Der Herbst sprang auf den Sand, lief schlürfend über ihn hinweg, verwischte die menschlichen Fußspuren, stolperte zweimal, wobei er eine Eberesche zu fassen bekam, und stürzte sich auf das Dorf. Gerade in diesem Augenblick krächte der alte Haushahn und summite die zottige Hummel, die, wie ein altes unter einer Bürde schwankendes Weib, gekrümmt um eine große Sonnenblume kreiste.

Der Herbst hielt sich verborgen und wartete. Wo? An sehr lauschigen Plätzen: im Walde unter niedergefallenen Blättern, in Wasserlachen auf dem Felde, wo die Glasscherben einer zerbrochenen Flasche umherlagen, und in dem veränderten Flug der Vögel. Und

wenn der Dichter sein Notizbuch öffnete, um in zart-unordentlicher Handschrift irgendeinen Vers festzuhalten, entdeckte er zwischen den weißen Blättern den Herbst wie eine von jemand zum Trocknen hinein-gebettete Blume. Der Rhythmus ging schwerfällig und versank wie der Schlag einer Abendglocke in ein schwermütiges Sonett. Oder auch wie ein Ruder-schlag abends auf dem See.

Bis zum Abend brachte er noch viel fertig. Es genügt, zu erwähnen, daß auf die Entfernung von etwa zehn Quadratkilometern in dieser Nacht Tau niederfiel, so dicht und stark, wie grundlose Mädchen-tränen. Sogar in einigen Zeitungen wurde darüber berichtet.

Nun, und abends bin ich selbst ihm begegnet.

\* \* \*

Seht, abends verbirgt man sich nicht, abends braucht man sich nicht zu verbergen. Die Sonne teilt schon, grenzt ab und weist einem jeden einen besonderen Platz zu. Doch bei Mondschein sind alle gleich. Bei Mondschein kost der Prinz mit der Tochter des Schneiders und küßt ihr — es kommt vor — sogar die Hand. Und wenn Mascha (so heißt nämlich die Tochter des Schneiders) morgens aufwacht, so spürt sie einen scharfen, feinen Schmerz in den Fingern; sie glaubt, es wären Nadelstiche, aber in Wirklichkeit sind es — die Küsse des Prinzen.

Am Abend traf ich mit ihm zusammen — dem Herbst; das heißt so nannte ich ihn spaßeshalber. Aber selbstverständlich war es eine Frau wie alle andern. Einmal erschien sie sogar mit Kopfschmerzen und kniff das linke Auge zu — so.

Das Sonderbare an dieser Begegnung war, daß wir uns gegenseitig nicht verstanden: sie kannte kein einziges russisches Wort. Verzeihung, eins hatte sie sich eingetrüchert:

„Ich komme.“

Und für mich war die schwedische Sprache wiederum völlig fremd. Ubrigens möglich, daß sie auch keine Schwedin war, sondern eine Finnländerin oder sonst irgendeiner Nation angehörte. Ich weiß es nicht.

Ich ging an den abendlichen Sommerhäusern vorüber; alles sah grau aus. Da das Morgengrauen früh anbrechen mußte, — so brauchte ich nicht — man wird mich verstehen — eine besondere Dunkelheit zu schaffen.

Alle schliefen bereits. In den Gärten standen einsame menschliche Gestalten an die Zäune geschmiegt und blickten auf die Straße. Habt ihr sie bemerkt? Solche einsame Gestalten stehen die ganze Nacht über bis zum tiefen Herbst, und der Mond beleuchtet sie. Da liegen verbrannte Pfosten und ein Stück Dachblech. Das ist eine lange Geschichte! . . . Dort stand eine Mehlbude, die flott ging, und der Konkurrent legte Feuer an. Jetzt hat man hier einen Durchblick zum Meer, über das der Mond einen hellen Streifen

gebreitet hat. Man denke sich: der Mond sei klein und trübe, aber . . .

Sie ging plötzlich an mir vorüber und maß mich dabei mit einem strengen Blick, als hätte sie mir ein fremdländisches Wort zugerufen. Ich sah nichts als diese schwarzen tiefen Augen und das graue Leben, das hinter mir lag. Ich will es erklären: darum lodern die vorübergehenden Frauen so auf, das Herz versengend, weil sie nicht im Winter auf dem Trottoir oder sonst auf dem Stege am Meere gehen, sondern dann erscheinen, wenn sie unser graues Leben durchschneiden. Ging eine vorüber — so bleibt hinter ihr wie eine Trauerschleife immer jener graue Pfad — der Pfad unseres Lebens. Folglich gehen sie nicht auf Steinen, sondern ganz in der Nähe unseres schwachen, egoistischen, unbeständigen und sehr einsamen Männerherzens vorüber.

Als ich in meine Wohnung, die ich von einem Finnen gemietet hatte, zurückkehrte, sah ich lebende Gestalten dort stehen, an die Bäume geschmiegt, einem Gartenschmuck gleich. Zwerge, Störche, und sie warteten . . .

\*

\*

\*

Noch einige Taunächte hatte es gegeben, aber die Zeitungen schrieben nicht mehr darüber, weil sich im Lande Unruhen erhoben hatten, viele sagten sogar: Revolution. Darum interessierte einen dergleichen nicht mehr.

Sie kam zu mir in die Wohnung. Wir saßen im Flur auf niedrigen Schemeln, und fern, sehr fern bellten zwei Hunde. Im Winter, wenn ich den Frack an hatte, und an einer Gesellschaft oder irgendeiner offiziellen Festerlichkeit teilnahm, erinnerte ich mich zuweilen des Mondstreifens hinter den verräucherten Pfosten und des fernen, nächtlichen Hundegebells . . . ja und noch des Windes, des Windes, der höher als in Menschenhöhe hinweht, das Gesicht nicht berührt, sondern nur die Blätter, und unter den Zweigen — die allerdünnsten, die jungen.

Da sitzen wir nun und sprechen miteinander. Sehr seltsam. Sie versteht kein Wort, und wenn sie spricht, schaue ich von oben herab (ich bin kaum größer als sie) auf ihre Haare nieder und denke mir was. Und so unterhalten wir uns in zwei zusammenhanglosen Monologen, in zwei Gedankenketten, die sich nicht zu einem leicht fließenden Dialog verbinden. Und über uns erzählen Wind und Blätter von der Nacht — als ob sie diese lauten — es ist zwar nicht schön, wenn ich diesen Vergleich brauche, aber, wenn man scharf hinhört, findet man eine Ähnlichkeit.

Ich habe mit niemand so viel gesprochen wie mit ihr. Ich brauchte mich nicht der Worte zu schämen. Uns störte ja nichts, weil wir einander nicht verstanden.

„Hör“, sagte ich und blickte auf ihre dünnen, im Mondschein bleich aussehenden Finger, „meine Freunde starben. Es waren alles begabte, prachtwolle Menschen.

Und ich liebte sie. Als der erste starb, da war ich wahnsinnig erschüttert, beim zweiten — schon weniger, und als vor Monatsfrist der siebente und achte an der Schwindsucht starben — habe ich nicht einmal geweint. Ist das nicht schlimm, wie die Seele hart wird . . .”

Wir sitzen im Dunkeln auf der Schwelle, die schwarzen Sträucher stehen unbeweglich, und die Blätter kauen die Nacht.

Sie antwortet. Ich will es übersetzen.

„Du bist nicht der erste, der sich mir nähert. Auf jeden wartete ich und dachte: wir werden zusammen das Geheimnis lösen, dieses sonderbare Geheimnis der Liebe. Aber bisher sind die Lösungen immer falsch gewesen. Je mehr ich mich betrogen sah, desto trauriger wurden meine Augen. Und nun habe ich Runzeln auf der Stirn, der Winter ist nah, ich werde fortgehen, und wir werden uns nicht mehr treffen . . .”

Ich:

„Wer du bist, das weiß ich nicht. Eine Fremde. Aber so seltsam und geräuschlos hast du dich meinem Herzen genähert. Wir haben beide Trauringe an den Fingern, und irgendwo hinter uns ist das Leben, das uns wie ein Alltagskleid erwartet. Wir werden wieder in dasselbe eintreten und niemand etwas von unserer Begegnung sagen.”

Sie:

„Der Sommer stirbt, die Jugend flieht. Hätte

man sich das jemals denken können, daß nach zwanzig Jahren der Augenblick heranrücken würde, wo wir beisammen sitzen würden hier in einer nordischen Augustnacht, vor uns schauend und uns erinnernd, daß wir vor zwanzig Jahren nicht daran dachten. Es schien: zwanzig Jahre, — ach, das ist eine Unendlichkeit, das ist ein ungeheurer Zeitraum — und doch . . .”

Ich geleitete sie. Es war spät. Sie fühlte sich müde. Ihre Bewegungen waren schlaff, die Augenlider — halb gesenkt. Sie sah herrlich aus.

Ich sagte ihr:

„Sie sehen herrlich aus.“

„Ich komme,“ antwortete sie russisch.

Im Garten am Zaun spielt ein verspäteter Schatten. Der Kopf ist verhüllt. Es ist kalt. Vom Meere schleicht wie ein Nebel die Wehmut herauf.

Ich kehre zurück. Im Stall stampft mit schläfrigem Huf ein Gaul. Es knarrt irgendetwas: ein Baum oder ein Vogel? Oder weint Mascha, die Schneiders-tochter, — weil der Prinz sie verließ.

\* \* \*

Die Bekannten sagten mir: Herbst. Ja. Zwischen den Bäumen hängen Spinnfäden, fein, wie geschliffene Säbelsklingen. Leierkasten spielen. Zuweilen vernimmt man zwei oder drei Weissen auf einmal. In den Obstgärten beginnt man ungefähr um zwei Uhr mittags — am heißesten Moment des Tages — die



Apfel abzureißen: ta-ta-trata. Auf der Chaussee, die nicht mehr staubig ist, schleppen sich Wagen mit Möbeln hin, und ganz oben über dem Gerät schaukelt sich wichtig wie ein Herr ein Kleiderschrank. Das Gras ist geknickt, obgleich niemand darauf gegangen ist.

Acht Tage lang goß unausgesetzt der Regen, und als es aufgehört hatte, gab man uns Sommerfrischlern die Rechnungen — lange Papierstreifen, auf denen sich der Herbst unterzeichnet hatte.

Abends erwartete ich sie: vergeblich. Ich packte meine Sachen ein und lauschte, ob sie nicht käme. Sie kam nicht. Bis zum Morgengrauen summten dumpf Wald und Meer. Sie grollten fortwährend, und deswegen wurde es kälter.

Auf meinem Tisch brannte eine Kerze, und in ihrer Flamme krümmte sich trübsalgeplagt der Docht. Ich löschte sie aus und zündete sie wieder an. Unter dem bloßen Fuß knarrte die Diele. Fürchterliche Einsamkeit legte mit zusammengepreßten Zähnen mir die Hand auf die Brust.

Ich schlief ein und träumte vom Glück. So einfach war es, und doch so fern. Ich träumte von einem Heuboden und von meinen verstrichenen dreißig und zwanzig Jahren, und durch die Dachspalte leuchtete der Vollmond in zauberhaften viereckigen Stückchen. Weiter nichts. O mein Gott! . . .

\*

\*

\*

Ich bin abgereist. Alles liegt hinter mir. Wie ein Traum! Schau: das Muster einer Tapete. Meine Frau hat aus dem Auslande Spitzen und Handschuhe geschickt durchgeschmuggelt. In der Tasche meines Herbst-Paletots fanden sich zwei Kopelen vom verfloffenen Frühling. Mir ist traurig zumute. Draußen verkauft man Zeitungen.

Und abends — nachts — blickt meine Frau mich verwundert an. Sie senkt die Lider — gerade wie ihre verstorbene Mutter.

Wir sind Freunde, wir haben zusammen eine Anzahl Jahre durchlebt. Mein Körper ist gewissermaßen ein Teil von ihrem — so kommt es ihr vor. Sie blickt mich verwundert an, mich mit meinem zerstreuten hilflosen Lächeln, neigt sich in ihrer Nachtlacke über mich, und ihre nackten mageren Arme umschlingen mich. Sie schmiegt sich an meine Haare; und wir wiegen uns in den weißen Nachtgewändern leicht hin und her, wie Priester an einem Festtag, der aufgehoben . . . für immer aufgehoben ist. So saßen wir auf dem Rande unseres Bettes.

Plötzlich fühle ich; wie, einer geschliffenen Säbelschelde gleich, eine scharfe Träne mir über die Stirn rollt und mein Ohr leise berührt.

Nun begreife ich, wer dort zu mir kam.

Der Herbst . . . der Herbst . . .

Aus einem unveröffentlichten Novellenband.

## Herbert Eulenberg: Die Windmühle.

Sie war längst schon außer Betrieb gesetzt, die alte Windmühle. Die Menschen waren zu ungeduldig geworden, sie wollten nicht mehr warten, bis der Wind kam und ihre Flügel blies und die Räder drehte und das Mehl zermahlte. Namentlich an den langen Sommertagen, wenn die Felder in der Hitze schliefen und der Atem der Natur, der Wind, sich kaum regte und nur dann und wann wie ein Schatten, ein Hauch über die Ähren lief, war es den Leuten zu still in der Mühle geworden. Wasser konnte man stauen und sammeln, und gar als Dampf gehorchte es den Menschen schon ganz wie ein Tier. Aber der Wind ließ sich nicht fangen und zähmen und zwingen, und oft feterte und faulenzte er ganze Wochen lang, um einem dann auf einmal die Mühe vom Kopfe zu reißen. Nein, ein solch unzuverlässiger Arbeiter war in der heutigen fleißigen schnellen Zeit nicht mehr zu brauchen. Und so kam es, daß der letzte Besitzer der Mühle sie nach einem trocknen stillen Sommer mit lauten Flüchen auf den Wind verließ, der natürlich an dem Tage grade einem fast die Ohren vom Haupte blies, um in die Stadt zu ziehen und sich ein Dampfmahlwerk anzulegen.

Nun stand die alte Mühle allein und verlassen auf ihrem Hügel, die Achsen und Räder im Innern waren festgeschraubt und sie konnte ihre Flügel nicht mehr drehen. Und die Verwesung begann in ihr wie in

einem Sarge langsam ihr Werk. Die eiserne Teile, die Stangen, die Räder und Mahlwalzen, alle diese harten Gesellen, die geholfen hatten, das Korn zu Mehl zu machen, setzten Rost an. Die Bretter, die sich vordem unter der Last der weißen Mehlsäcke gebogen hatten, fingen an zu verfaulen, vollends als der Regen, der Feind der Menschenhäuser, allmählich durch den schlechtgeflachten Dachstuhl drang. Auf dem Platz in der Mitte der Mühle aber, wo früher die Mahlsteine rund gingen und das Mehl vor Freude über seine Befreiung von der schlechten Kleie weitauf stäubte, ehe es in die Säcke lief, da lag jetzt grauer Staub und Schmutz, der alles mit einer Kruste überzog. Die reichen fetten Ratten, die ehemals, als noch Getreide in der Mühle lag, zwischen den Sparren gewohnt hatten, zogen aus, weil es ihnen zu ärmlich geworden war. Und über den Winter zog jedesmal nur eine Schar blutarmer Feldmäuse hinein, die an dem morschen Holz herumknabberten und dort die Kälte überstanden, um mit dem ersten warmen Frühlingswetter diese kahle Hungerburg wieder zu verlassen.

So geschah es, daß die alte Windmühle von Tag zu Tag den Blick in ihr eigenes Innere mehr und mehr scheute, wie verbitterte Leute, die nicht gerne mehr in sich gehen oder Todtränke, die ihren faulen Zustand kennen und darum nur nicht viel daran denken mögen. Daher verlegte sie ihr Seelenleben, so sehr sie konnte, nach außen und mühte sich, den Rost und den Staub und die Fäulnis und Feuchtigkeit zu ver-

geffen. Vor der Welt draußen wollte sie noch dastehen, wie in ihren ersten Tagen, als sie stolz ihre vier jungen Flügel in der Luft im Kreise drehte und die Schwalben begrüßte, die damals, als noch Menschen in ihr hausten, fröhlich um sie schwirrten.

Den ersten Kummer bereiteten ihr zwei Eulen, die sich oben hoch an ihr anstedelten. Sie hatten einen alten Ziegelstein, der im Gemäuer der Mühle wie ein morscher Zahn wacklig geworden war, ganz herausgezogen, und sich, so gut es ging, ein Nest in der Lücke hergerichtet. Nun lebten die beiden häßlichen Tiere an ihr herum, schliefen über Tag und machten sich um Sonnenuntergang auf die Jagd mit ihren gräßlichen Lauten, die sich die Leute im Dorf in die Menschenworte: „Komm mit!“ übersetzten und dazu sagten: „Hört, wie die Käuze die Kranken rufen, mit auf den Kirchhof zu kommen.“ Diese zwei scheußlichen Tiere, über die sich unsere Mühle tagtäglich wie eine alte Dame über ihre Runzeln ärgerte, scheuchten nun auch die Spatzen und die paar Singvögel fort, die noch in dem Mauerwerk genistet hatten und verödeten so den Umkreis der Mühle immer mehr.

Aber sie hatte noch ihre vier Flügel, diesen Unglücksvögeln zum Trost. Und wenn sie auch nicht mehr damit fliegen konnte, man sah sie doch noch weit über das Land hinragen. „Die kann mir keiner nehmen!“ dachte die alte Mühle und reckte sie, soweit sie konnte, in die Luft. „Was geht es die Welt an, wie es in mir aussieht!“ setzte sie ihr Selbstgespräch fort, und

dabei sah sie stolz aus ihrem einen Auge, dem Müllerfenster, über alles Niedrige unter sich fort, wie ein alter entlassener Offizier aus seinem Monokel.

Sie war noch größer mit ihren steifen vier Flügeln als alles ringsumher. Nur der Kirchturm hinten im Dorf konnte vielleicht mit ihr wetteifern, aber ihr höchster Flügel sah doch noch grade eine Spanne über den Turmhahn hinweg. Und über die Wiesen mit den kleinen Apfelbäumen, die zwischen ihr und dem Rhein lagen, der grau oder grün vorüberfloß, warf sie am Abend ihren langen dreieckigen Schatten so majestätisch hin, daß alles von ihr verdunkelt wurde. Über das ganze flache Land thronte sie mit ihren langen lahmen Flügeln noch immer gleich einem greisen Könige, der nicht mehr regiert und doch alles um sich noch in Respekt erhält. Die Fuhrleute auf den graden Straßen zeigten sich noch die Richtungen nach ihr. Die Bauern, die nur des Wetters wegen zum Himmel schauen, blickten dann neugierig auch zu den Flügeln der Mühle auf. Und die Segelschiffe, die an ihr vorbei den Rhein hinabtrieben, grüßten sie noch und riefen ihr zu: „Guter Wind heute! Schade, daß Sie ihn nicht mehr brauchen können!“

So ertrug die alte Mühle ihre unfreiwillige Ruhe nach außen hin mit möglichst stolzer Gelassenheit. Sie kam sich noch wie im Amte vor, so lange sie ihre Flügel besaß. „Ich könnte sofort wieder, wenn ich wollte,“ schien sie immerzu zu sagen, wenn sie stolz alle viere von sich streckte und wie ein Verbannter

nur auf einen Wink von oben wartete, um wieder in altem Glanze da zu sein. Mit der Würde eines einstigen Ministers lag sie immer vor diesem Tag ihrer Wiedergeburt still und ernst auf der Lauer und achtete der Jahreszeiten nicht, die an ihr vorbeizogen, die sie früher mit ihren Flügeln zerschnitten hatte. Starr und unbeweglich wie eine Schildwache stand sie vor der Zeit da und präsentierte ihre vier Flügel nach oben und unten, nach links und rechts.

So stand sie auch an einem Novembertag im weißen Nebel wie der Riese Rübezahl, schielte ins Land hinein nach dem Dorf hinüber, von dem man nur die roten Dächer aus dem Grauen sah und dann die wellen Wiesen hinab zum Rhein, der zu dampfen schien. Eine Schar Krähen krächzte von der andern Seite des Stromes her über sie hin, daß sie bei den Schreien bis in ihre Ritzen hinein fror.

„Nun wird es wieder Winter,“ sagte sich die alte Mühle und schaute den schwarzen Vögeln am grauen Himmel nach, als sie zwei verlumpfte Kerle den Saumpfad von der Landstraße zu sich heraufkommen sah. „Was wollen die hier?“ dachte sie erstaunt.

Der Weg zu ihr war mit der Zeit ganz überwachsen, und Disteln und Unkraut wucherten in dichtem Gestrüpp über den Pfad und den ganzen verlassenen Mühlenhügel. „Früher fehlten die Disteln, nun fehlen die Esel!“ dachte die alte Mühle, wie einer, dem es schlecht ergangen ist, auf dem Totenbette sich so recht Grämliches zusammendenkt.

Da waren auch schon die beiden verwahrlosten Kerle den Steig zu ihr herangekommen. Es waren ein paar arme Korbflechter, die unten am Rheinufer Weiden geschnitten hatten. Sie sahen rot und blau im Gesicht und an den Händen aus vor Kälte.

„Wir sollten ein Feuer anzünden,“ sagte der eine. „Hier ist Brennholz genug.“

„Wahrhaftig!“ schnatterte der andere, „gib mir das Beil und nimm du die Säge!“

Und sie hackten und sägten der alten herrenlosen Mühle, die nicht mehr um sich schlagen, sondern nur noch stöhnen und wimmern konnte, worauf keiner mehr achtete, ohne Gnade die beiden unteren Flügel ab. Dann schichteten sie das morsche Holz und die Sparren und die Pappe zu einem hohen Haufen zusammen, zündeten ihn an und gossen sich selbst noch Brantwein zu, bis es ihnen außen und innen so warm wurde wie in den Hundstagen.

Es bedurfte schon eines großen Theils von Philosophie für unsere alte Windmühle, um über diesen Schmerz und Schaden hinwegzukommen, und namentlich in den ersten Tagen nach diesem Unglück leistete sie so viel in der Selbstbeherrschung, als es eben einem Stoiker wie ihr menschenmöglich war.

„Mir bleiben ja noch zwei Flügel!“ Dieser ewig von ihr sich wiederholte Trost erwies sich als der dauerhafteste zur Beruhigung ihrer armen Seele und ihres Stolzes.

„An die kann kein Mensch heran! Die sind zu



hoch für ihn gewachsen," sagte sie sich wieder und bohrte die beiden Überbleibsel, so weit sie konnte, in die Luft und suchte das Aschenhäufchen zu ihren Füßen, zu dem ihre zwei anderen langen Flügel geworden waren, ganz zu vergessen.

„Man sah meine unteren Flügel doch kaum im Land," philosophierte sie weiter, „sie waren mir geradezu überflüssig und unbequem und unnötig geworden," so wie einer, der ein Auge oder ein Bein verloren hat, sich schließlich überreden und einbilden kann, er habe bisher viel zu gut gesehen und gelaufen.

Immerhin behielt unsere Mühle seit dem Tage dieser ihrer Verletzung einen durchaus erklärlichen Haß gegen die Menschen, die sie einstmals so geliebt hatte, in sich. Wenn sie sie auf der Landstraße mit den Pettischen vorüberklatschen hörte, sah sie ihnen von ihrer einsamen Höhe traurig und hochmütig nach, als wollte sie sagen: „Geht nur! Ihr habt mich alle bitter enttäuscht" und zog sich voll Trotz in ihre beiden stehengebliebenen Flügel zurück. So war es ihr auch ganz recht, daß der Tiere in ihrem Bau immer mehr wurden. War auf Menschen so wenig Verlaß, so wollte sie ihren ganzen Leib ruhig und unbekümmert den Tieren zum Hausen geben. Ganze Heere von Holzwürmern hatten sich indessen an die Wendeltreppe drinnen gemacht, sie anzubohren und aufzufressen! Schwaben und Motten krochen und flogen zu Tausenden in ihr herum, und die Spinnen überzogen alles mit großen grauen Schleiern. Und eine Kreatur

machte Jagd auf die andere und suchte sie zu vernichten. Der Kranenbalken oben an der Mühle, an dem man ehemals die Säcke heraufgezogen und hinuntergelassen hatte, war abgefault, und durch das Loch flogen nun die Eulen herein und stellten nachts den Mäusen nach.

So kam es, daß man nach der Dämmerung und die ganze Nacht über oft ein Rascheln und Schnarchen und Pfeifen aus der Mühle hörte, daß es jeden, der vorbeikam, gruselte und es um den Hügel und das verlassene turmrunde Gemäuer immer leerer und stiller wurde. Selbst den Landstreichern, die sonst wohl im Herbst in der Mühle unten genächtigt hatten, war das Quartier mit den spukenden Lauten zu unheimlich geworden, und kein Kind wollte mehr in ihrer Nähe spielen.

„Desto besser!“ knurrte die alte Mühle voll Trost in sich herein. „So wird sich kein Mensch mehr an mir vergreifen. Ich habe sie alle nicht nötig, und keiner reicht an mich heran. Ich bin gefest vor ihnen mit meinen beiden hohen Flügeln für Zeit und Ewigkeit.“

„Krach!“ schrie da der Wind, so ein rechter, roher, unhöflicher Wind, der aus Sibirien und Rußland herkam, und knackte den einen höchsten ihrer beiden Stütze ab. „Du warst mir schon lange im Wege,“ pffte er die arme alte Mühle an, „ich habe dir früher oft genug fronen müssen. Wer bist du, daß du den Wind zwingen willst?“ heulte er und ließ seine wilde Wut an dem letzten Flügel aus.

Der aber hielt ihm stand, bis der Sturm matt an ihm wurde und brummend sich fortschlich und sich auf die Seite legte. Die alte Mühle sagte kein Wort mehr. Ganz apathisch stand sie da. Sie weinte nicht, sie seufzte nicht, sie zitterte nicht einmal. Sie blieb lautlos wie ein Greis, der auf seinem Altenteil sitzt und zusehen muß, wie seine Kinder sein Vermögen vertun, und der sich so stellt, als ginge ihn das gar nichts an. Sie verbiß ihren Schmerz vor aller Welt und piffte höhnisch wie ein Verzweifelter durch die Zäune und Latten ihres letzten Flügels, als der Gendarm kam, die Trümmer des anderen auf den Schutthaufen im Dorfe zu werfen. Teilnahmslos sah sie das Leben um sich gehen und wachsen und schwinden. Kerzengrade hielt sie ihren letzten Flügel still in die Höhe, wie ein Invalide, der sein Stelzbein über die Schulter wirft. Ihre frühere innere Verbitterung wich dabei allmählich einem weicheren Gefühl, einer Art Wehmut, die manchmal zum Mitleid werden konnte. So machte es ihr keine rechte Freude mehr, als einst im Herbst ein Papierdrachen mit seinem Schwanz an ihrem letzten Flügel hängen blieb und dann zerbrochen nach unten an ihr hing wie ein Orden, den alte Leute bekommen. Und wie sie den Knaben, dem der Drache gehört hatte, weinend ins Dorf zu seiner Mutter laufen hörte, verhöhnt von seinen Freunden, da hätte sie beinahe mitgesammert. So kindisch wurde man im Alter.

Und dann kam der Winter über das Land und

über die Mühle. Dicke gelbe Schneewolken trieb der Wind von Westen über den Rhein her, und die Luft ringsum zitterte von den unaufhörlich fallenden Flocken. Wie ein riesiger weißer Zuckerhut stand die alte Mühle da, als die Sonne wieder herauskam. Man sah ihren einen letzten Flügel kaum mehr, so hatte ihn der Schnee mit seiner weichen Last zugedeckt. Und so schlief sie den ganzen kalten langen Winter hindurch, ein alter Posten, das Gewehr in der Hand, und träumte von vielen heißen Schlachten, die sie einst mit dem Wind geschlagen hatte. Der laue Vorfrühling traf den greissen Riesenschneemann noch in diesem Schlummer, küßte ihn wach und taute den Schnee an ihm auf. Schwere dicke Tropfen rannen wie Tränen an ihrem Flügel herunter, als die alte Mühle das Wunder des neuen Lebens wieder um sich werden sah, gleich einem Genesenen, der Musik vernimmt und nun nicht mehr an sich halten kann. Sie sah noch die ersten Vellchen auf dem Mühlenhügel zwischen Gras und Unkraut die blauen Augen aufschlagen. Und siehe, auf einmal bewegte sich die alte Mühle wiederum. Die Schrauben, die die Räder drinnen festgehalten hatten, waren von der langen Feuchtigkeit durchgerostet und gaben damit die Achse und das Flügelrad wieder den Winden frei. Wohl zwei- oder dreimal drehte die alte Mühle so ihren einzigen letzten Flügel wie ein verwundeter großer Vogel schleppend durch die noch kahle Landschaft unter dem bleichen blauen Himmel. Ganz gespenstisch sah es aus, dieser lautlose lange langsame

Flügelschlag eines Sterbenden im Frühling, der nur noch einmal wieder leben möchte. Und dann, plötzlich sank ihr letzter Flügel ganz leise wie ein welkes Blatt, vom Frost und vom Schnee morsch geworden, in das nasse Gras. Eine Schnepfe, die einen Wurm im Schnabel in der Nähe saß, schwirrte erschrocken von dannen. Sonst achtete niemand auf den Tod der Mühle. Man hörte nichts weit und breit als das stille Sichern des Schnees, der aufgetaut in den Boden tropfte.

In der Nacht darauf aber drang ein hungriger Fuchs in die Mühle hinein Mäuse zu fangen. Und es entspann sich ein Streit zwischen ihm und den beiden Eulen, die auf ihr Vorrecht pochten, und es gab ein Rauschen und Fauchen und Kreischen und Schreien in der Nacht in der Mühle, dergleichen man noch niemals bis ins Dorf hinein gehört hatte. Der Fuchs blieb Meister im Streit und hauste seitdem als unumschränkter Jagdherr in der verfallenen Mühle. Ein alter Bauer aber, der neugierig ob des Höllenslärms sich am andern Morgen im Hellen an die alte Mühle heranwagte und sah wie ihr letzter Flügel in dessen abgebrochen dalag, herrenlos wie das Schwert, das ein Sterbender im Kampfe fallen ließ, bekreuzigte sich und sagte: „Verdammt! Nun hat der Teufel ihre Seele geholt!“

Aus dem Novellenbuch „Sonderbare Geschehnisse“.

## Heinrich Mann: Drei-Minuten-Roman.

Als ich einundzwanzig war, ließ ich mir mein Erbteil auszahlen, ging damit nach Paris und brachte es ohne besondere Mühe in ganz kurzer Zeit an die Frau. Mein leitender Gedanke bei dieser Handlungsweise war: ich wollte das Leben aus der Perspektive eines eigenen Wagens, einer Opernloge, eines ungeheuer teuren Bettes gesehen haben. Hier- von versprach ich mir literarische Vorteile. Bald stellte sich aber ein Irrtum heraus. Es nützte mir nämlich nichts, daß ich alles besaß: ich fuhr fort, es mir zu wünschen. Ich führte das sinnenstarke Dasein wie in einem Traum, worin man weiß, man träume, und nach Wirklichkeit schmachtet. Ich schritt an der Seite einer schicken, ringsum begehrten, mir gnädigen Dame nur wie neben den zerfließenden Schleiern meiner Sehnsucht . . .

Wenige Tausende lagen noch in meiner Brieftasche, da öffnete ich sie unvorsichtigerweise eines Nachts auf einem öffentlichen Ball unter den Augen eines jungen Mädchens. Sie lud mich ein und ich folgte ihr weitaus in ein kelleriges Haus mit schlüpfrigen Treppen und mit Wänden, von denen es troff. Ich hatte soeben meinen Rock über einen Stuhl gehängt, da klappte der Bettvorleger, auf dem ich stand, mitsamt einem Stück Diele nach unten, und ich rutschte in einen Schacht hinein. Er war ziemlich weit. Ein Vorsprung ermöglichte es mir, drei oder vier Fuß

unterhalb des soeben verlassenen Zimmers einen Aufenthalt zu nehmen und der Freude einer weiblichen und einer männlichen Stimme über meine Hinterlassenschaft beizuwohnen . . . Auch das war eine Perspektive. Es war nicht jene oberweltliche, der zuliebe ich nach Paris gekommen war. Es war eine aus traumfremder, aus traumschlimmer Tiefe. Aber ihr eignete etwas Stillendes.

Damals blieb mir kaum noch Drang, wieder ans Licht zu steigen. Ubrigens ging die Klappe in die Höhe. Ich schloß die Augen und ließ mich weiter hinuntergleiten. Wider Erwarten brach ich nicht den Hals, sondern entkam in einen Kanal. Entkam bis nach Florenz, — wo ich mir wünschte, den gepuderten Pierrot zu lieben, der in einer Pantomime des Teatro Pagliano jeden Abend vor einem Haubenstock in die Knie sank, weil er zu schüchtern war, es vor seiner Angebeteten zu tun, der sie bekam, betrog, arm machte, der spielte, stahl, und dem seine kindlich hingetändelten Verbrechen immer schmelzendere Kreise um seine unschuldigen Sünderaugen zogen. Zuletzt starb er, am Schluß eines etwas frostigen Apriltages, in all seiner rostigen Verderbtheit, zu den leichten Tränen einer schlanken, biegsamen Musik . . . Ich wünschte mir, ihn zu lieben. Nur war er, wenn er die Bühne verließ, eine bedeutende Courtisane und kostete allein den Conte Soundso im Monat tausend Lire, was in Florenz sehr, sehr viel Geld ist. Ich ging also zu ihrem Friseur und gab ihm meinen letzten Kassen-

schein dafür, daß er mich seine Kunst lehrte und mit Schminken und Puder zu ihr in die Garderobe schickte. Meine Dienste befriedigten sie nicht immer; und die erste Berührung ihrer schönen, vollen und spitzen Hand erfuhr ich in meinem Gesicht. Eines Abends, als ich ihr eine neue Perücke aufprobieren sollte, wagte ich mich mit allem heraus und ward von ihr entlassen. Ich wünschte mir weiter, sie zu lieben . . .

Unsere Beziehungen entwickelten sich jäh. Der Conte Soundso, von dem sie tausend Lire bekam, zog sich plötzlich und unter Protest von ihr zurück. Er hatte bereits den größten Teil seiner Familie unglücklich gemacht: durch ihre Schuld, wie er vorgab. Auch andere erklärten sich für geschädigt in ihrem Besten, dank ihr. Nun ward sie selbst von allen entlassen, wie sie mich entlassen hatte, auch von ihrem Direktor. Bald mußte sie, gepfändet, dem Hospital entlaufen, verachtet und umhergejagt, sich begnügen mit dem, was auf der Straße zu finden ist. . . . Dies war der Zeitpunkt, wo sie mir erlaubte, ihr ein Lager aufzuschlagen in meiner Dachkammer am Ende der engen und volkreichen Via dell' Agnolo. Da lag sie nun in den Mondnächten, den Kopf an der dunklen Wand, nur die Hände immer unterwegs zu geisterhaft grellen Schlichen und Windungen, wie kranke, launische Blumen, die nach Insekten schnappen. Ich saß am Tisch bei einer Talgkerze und schrieb. Eine hallende, glitzernde, stahlblaue Stille war in



der Wette, und der junge Pierrot war mondgepudert und sterbensmüd aus seinen Sündenfahrten hergetaumelt, grad' in mein Zimmer. Wie ich mir wünschte, ihn zu lieben! . . . Sie schlug den Blick auf, schmelzend von sanftem Erstaunen über das Schicksal. Sie ließ sich widerwillig pflegen von mir, suchte dabei immer mit den Augen in mir. Sie verachtete mich, weil ich noch bei ihr aushielt. Sie begehrte mich, weil sie mich nicht begriff. Sie hatte manchmal Grauen, manchmal stürmisches Verlangen, manchmal Haß. Sie quälte mich, ganz glücklich, noch ein wenig böse sein zu dürfen, noch einen Schatten von Rache zu haben für das, was mit ihr geschah. Dann weinte sie an meiner Schulter. Und wieder suchten ihre Augen in mir: warum ich sie noch liebe. Eine Antwort bekam sie nicht. Hatte ich sie doch niemals geliebt; ich wünschte es mir nur.

In einer dieser Nächte starb sie. Ich stieg darauf zur Straße hinab; und die leere Via dell' Agnolo entlang und die kleinen rinnensteinartigen Nebengassen entlang weinte ich in der Finsternis Tränen, auf die ich namenlos stolz war, und deren Versiegen ich nicht erleben wollte . . . Sie dauerten nicht viel weniger als eine Stunde: die Stunde, die in meiner Erinnerung das beste, wahrste, schönste Stück meines Lebens umfaßt . . . Aber ich ward schon matt — und fand bequem dazu Muße, um mein Leben zu bangen, weil vor meinem Hause zwei verdächtige Gefellen standen. Ich ging auf sie los, aus Furcht davor,

ihnen den Rücken zuzukehren. Der eine hatte eine zerquetschte Nase, Kalmückenaugen, einen viereckigen Oberkörper, kurze, krumme Beine. Der andere, in einem dünnen Jäckchen und mit etwas Schwarzem um den Hals, war schlank, dunkel, außerordentlich schön. Er setzte sich in Bewegung, kam mit der Hand in der inneren Brusttasche und den andern neben sich, mir entgegen. Er hatte den Gang der Toten! . . . Ich tat gebannt und doch mit fliegenden Sinnen noch zwei Schritte. Aus seinem blassen, dicklippigen Gesicht — ihrem Gesicht — sah ich schon die Wimpern schwarz herausstechen. Das Heft des Messers erschien in seiner Faust am Rande des Jäckchens. Mein Tod stand beschlossen auf seinem Gesicht. Auf dem der Toten. Sie hatten nur eins, denn er war ihr Bruder. Er war mit einem Kumpanen aus der Vorstadt gekommen, um sie von mir zu befreien, weil er der Meinung war, daß sie im Getändel mit mir ihr Geschäft versäume und darum den Eltern und ihm kein Geld mehr bringe.

Auf einmal — fast berührte ich mich schon mit ihrem Bruder — wichen die zwei mir im Bogen aus, gaben den Weg frei, verleugneten mich und verschwanden. Ich konnte, verschwommenen Sinnes, nicht mehr beurteilen, was vorging. Dann erst hörte ich den Trab eines Dritten, der aus dem Dunkel hervor dazwischengetreten war. Es war ein schwächlicher Mensch mit einem Köckchen über dem Arm, er hatte es eilig, weiterzukommen. Aus Dankbarkeit, aus

Kopflosigkeit, aus Gemeinschaftsgefühl machte ich zwei lange Sätze hinter ihm her. Er rückte geängstigt die linke Schulter, fing an zu laufen. Er lief davon vor mir; er hielt mich für etwas anderes als ich war. Auch ihr Bruder hatte mich verwechselt. Und ich habe das Gefühl, als sei der Verkehr von Menschen so ein ratloses und grausames Durcheinander von Irrtümern, wie diese nächtliche Szene an der Ecke der Via dell' Agnolo . . .

In Mailand, meiner Heimatstadt, ließ ich mir etwas Geld geben für das, was ich geschrieben hatte in den fragwürdigen Nächten gegenüber einer Kranken, die ich nicht liebte. Eine hochstehende, begabte Dame warf sich aus diesem Anlaß auf mich. Sie sagte, sie suche, seit sie lebe, ihre Existenz sei tragisch, und den, der dies geschrieben habe, müsse sie lieben. Ich fand im stillen, das gehe nicht mich an, und war höflich. Ich schulde ihr Dank, behauptete sie, denn niemand auf der Welt werde mich je verstehen wie sie. Das gab ich nicht zu, sträubte mich und erkannte meine Schuld nicht an. Ihre Existenz sei tragisch, wiederholte sie, und ein Sturz vom Felsen von Leukos werde sie enden. Ich war entrüstet, geschockt und befremdet. Wie kam ich zu solchen Dingen? Ich wollte nichts von ihnen wissen. Niemandem erteilte ich das Recht, meine Einsamkeit zu brechen. Die schicken, ringsum begehrten, mir gnädigen Damen meiner Jugend waren nur mit zerfließenden Schleiern an mir hingestreift. Pierrot

war mondgepudert gestorben, wie ein Reflex. Und ein Körper wollte nun hinein zu mir? Wollte mich heilen? Mir Wirklichkeit verleihen? Mir mein Leiden fortlieben? Aber alles Interesse an mir selbst hing ab für mich von diesem Leiden! Jedes kranke Gesicht ist vornehmer als jedes gesunde. Ich war nicht geneigt, zu sinken. Ihr ging es nicht ein; sie wollte ja glücklich sein, also glücklich machen. Ich fand sie schließlich nur noch dumm und mißhandelte sie dafür, entschlossen, aber mit dem Vorbehalt, mich dieses Stückes Seele zu schämen, wenn einst Zeit dazu wäre, und Kunst zu machen aus der Scham . . .

Als ihre Krisis überstanden war und sie anfang, sich loszulösen, holte ich sie zurück und nötigte sie, meine Freundin zu sein. Es befriedigte mich, sie als einen Beweis meiner ungebrochenen Einsamkeit vor Augen zu haben . . .

Diese Einsamkeit gleicht einer jähen Windstille vor der Ausfahrt. Eben klettern noch eine Menge Matrosen rastlos umher an Masten und Schiffswänden, heben Anker, binden Segel los, spannen sie aus. Im nächsten Augenblick fallen die Segel schlaff zusammen, das Schiff rührt sich nicht, die Leute rutschen herab, stehen und sehen sich an . . . Auf diesen Seiten haben sich wohl ungewöhnliche Sachen ereignet? Meine Lebensstimmung aber ist kahl, als sei nie etwas eingetroffen. Ich sitze, scheint mir, die ganze Zeit vor einem Grau-in-Grau-Stück, wo lebens-

länglich auf langweilige Art gestorben wird. Was ist Wirklichkeit.

Wirklich waren vielleicht die Tränen, die ich einst die leere Via dell' Agnolo entlang und die kleinen rinnensteinartigen Nebengassen entlang geweint habe, in einer Nacht, fast eine Stunde. Die Stunde war wirklich. Von einem Leben fast eine Stunde. Oder wenigstens die erste halbe Stunde war wirklich. Vielleicht . . . Aber es ist nicht ganz sicher.

Aus dem 1. Band der „Novellen“.

## Robert Walser: Von einem Dichter.

Ein Dichter beugt sich über seine Gedichte, deren er zwanzig gemacht hat. Er schlägt eine Seite nach der anderen um und findet, daß jedes Gedicht ein ganz besonderes Gefühl in ihm erweckt. Er zerbricht sich mit großer Mühe den Kopf, was das wohl für ein Etwas ist, das über oder um seine Poesien schwebt. Er drückt, aber es kommt nichts heraus, er stößt, aber es geht nichts hinaus, er zieht, aber es bleibt alles wie es ist, nämlich dunkel. Er legt sich ganz auf das geöffnete Buch in seine verschränkten Arme und weint. Dagegen beuge ich mich nun, der Schelm von Verfasser, über sein Werk und erkenne mit unendlich leichtem Sinn das Rätsel der Aufgabe. Es sind ganz einfach zwanzig Gedichte, davon ist eines einfach, eines pompös, eines zauberhaft, eines langweilig, eines rührend, eines gottvoll, eines kind-

lich, eines sehr schlecht, eines tierisch, eines befangen, eines unerlaubt, eines unbegreiflich, eines abstoßend, eines reizend, eines gemessen, eines großartig, eines gediegen, eines nichtswürdig, eines arm, eines unaussprechlich und eines kann nichts mehr sein, denn es sind nur zwanzig einzelne Gedichte, welche aus meinem Mund eine, wenn nicht gerade gerechte, so doch schnelle Beurteilung gefunden haben, was mich immer am wenigsten Mühe kostet. Eins aber ist sicher, der Dichter, der sie gemacht hat, weint noch immer, über das Buch gebeugt; die Sonne scheint über ihn, und mein Gelächter ist der Wind, der ihm heftig und kalt in die Haare fährt.

Aus „Gefächeln“.

## Rafimir Edschmid: Fisis herbstliche Passion.

Brigitte: Und begreifst Du nun das Leben?

Ulrich: Jetzt begreife ich den Tod.

Sternheim.

Und niemals wieder war Liebe so sanft demüthig und rein

So voller Musik wie da . . .

Ernst Stadler.

Die Straßen mit den tagmüden, grauen Trottoirs wurden gesprengt, und die schweißhaften, breiteten Güsse, die den säenden und starken Gesten der Männer entflohen, legten sich klatschend und eigenwillig auf den Boden. Es wurde Abend. Die Weiden und Eschen der Gärten schwebten scheu und

flimmernd vor der ungeheuren Ruhe des opalen und tiefgelben Himmels. Und wie das Wasser das Irrender aus der Luft sog, schritten die Menschen über die Straßen wie über Bilder von Signac oder Croix: Eine Viertelstunde brannte die Stadt in einer stillen Glut von gelbem Getupf.

Brandfeuer rannen in dünnen Strähnen dann in die Stadt und mischten sich Glockengeläut und dem grausamen Drang einer fressenden Dämmerung. Wie Schlünde tagelang entfeuerter Kanonen brachen die Schlossfenster über die auslöschenden Häuserquadrate, feierlich, hart und alt, eine Zeit noch hinaus.

Dann sprangen die Laternenreihen die Straßen hinunter und erreichten, leichtes Geknatter der Zündung zurücklassend, den Platz, der mit rasender Wucht an tausend Ecken, Schnüren und Windungen von Licht geborsten und aufgerammt war und über den ein tiefdunkler, sterndurchlochter Herbsthimmel schräg und kühl heraufwuchs.

Fifi erschien auf dem Podium.

Von den Schießbuden klang schon das Hämmern der Treffer, die Spielorgel setzte ein. Aber aus dem rechten Ausgang der Baracke trat ein herkulischer Mann, winkte ungeduldig mit der Achsel, die Orgel schwieg: Fifi setzte die Spitze des rechten Fußes nach hinten auf, stellte die Arme wie Hentel auf die Hüften und wartete. Der Große fing an zu schreien. Seine Arme ruderten durch die Luft, sie umschrieben die gewagtesten Figuren, hemmten sich gegenseitig

und warfen sich in gelungenem Überschwall auf das Publikum, weit geöffnet, hinaus. Ein verknitterter Hut saß ihm auf dem Kopf. An den Griffstellen glänzte er. Der Rock war zerdrückt und hing um den Körper, dessen Fleisch schwammig und unangenehm schien. Es ist zu betonen, daß die Figur hertulisch war, um die Augen zu verstehen, die, wenn die Brust und Gebärde sich herauspreizten und mit pompösen Auftakten in die Höhe stiegen, klein und feig dies alles wieder leugneten und ängstlich wie Wassertropfen von einer öligen Fläche an dem angesammelten Publikum abtiefen. Sein Mund rief heißere Worte hinunter. Er schrie. Er warf geifernde Reden den Leuten ins Gesicht. „Seht,“ rief er, „auf Zipsis Tanz. Kommt herein, alle,“ und er winkte, „nur Erwachsene dürfen kommen: Plastische Darstellungen . . . pikante Szenen . . . (es war, als zerdrücke er etwas Klebriges im Munde.) Der König von Griechenland haben uns beehrt in Wien. Höchste Herrschaften drückten ihre Bewunderung“ . . . und so sehr lief eine Welle von Ekel von seinen Sähen und dem wissenden Winken seiner plumpen Hände aus, daß zwei forsche Unteroffiziere selbst sich brüst wandten und gingen. Über der Baracke stand rot und blau: Pariser Relief!

Der Alte hob die Hand, die Orgel schlug an, und vor dem in einem Teil aus dem Strudel wieder zusammengeschlossenen Publikum trat Zisi in ihren Tanz ein.



Zwei junge Leute waren inzwischen gegenüber eingetreten in „die Schönheiten des Orients“. Vor der Bude standen zwei Palmen und ein dickes Weib, alt, voll Vergangenheit, mit bösen weißen Augen. Sie war die Frau des Athleten, Orient und Paris lagen gleich zwei Rachen auf den beiden Seiten der Meßstraße und bissen sich Opfer heraus. Doch ging der Orient besser, und Paris sank von Stadt zu Stadt. Tifi hatte seine Fesseln, aber Lizzy, genannt Luise, hatte Hüften wie ein Dynamo. Und an ihren Zoten gingen die beiden Männer vorbei, schauten durch runde Gläser eine Photographie in Dschifsch und traten, indem sie einen Teppich zurückstießen, bei Lydia ein, der Dame ohne Unterleib, die, in grünem Samt, in einem Sesselstuhl saß und rote entzündete Augen hatte.

Der eine der Herren zog seine Handschuhe an, und nach dieser symbolischen Handlung traten sie rasch den Rückzug an. In Jena hätten sie Ringkämpfe aufgeführt mit den Studenten, rief ihnen Lizzy nach, genannt Luise.

Gleich einer unangenehmen Luftschicht fiel dies hinter sie zurück, und sie traten hinaus in das Erregte des Platzes, in dem die breiten, musikalischen Karusselle schwammen und sich überrasten und Geglitzer von Spiegeln, Lichtschnüren und bunten Mädchen vorüberdrehten und auf dem ein Meer von Menschen schiebend, erregt und drückend sich schaukelte, über denen Schüsse knallten, Schreie hin und her zuckten und laute Glocken dunkel aufzitterten.

Da wandte sich Franz plötzlich herum und zog den anderen mit. Sie brachen durch den Strom, und indem sein Gesicht sich erhellte, zeigte Franz auf Zifi und sagte: „Die leichten Bogen dieser Beine sind entzückend schön . . .“ Sein Gesicht hatte eine vollendete Güte, die das Kühne und Auffallende dieses Profils in einen seltsamen Adel steigerte.

Und wie er dies sprach, die Lippen nur wenig bewegend, fielen Zifis Blicke plötzlich auf seine Augen, und die Blicke hingen sich ineinander, bis die Orgel mit einem aufflammenden Stoß plötzlich schwieg. Der Herkulesche trommelte rasselnd auf einem Schild, Zifi war zurückgetreten, er winkte zum Eintritt, aber nur ein Einziger folgte, die Menge schob weiter.

Und Franz und sein Freund wurden weiter gedrückt, als sie sich der Strömung übergaben, vorbei an dem grünbemalten Gerüst, in dem Menschenfresser hausten. Drei Cowboys, mit roten Blusen, kokett, über die eine ganze Prarie unbändig eine halbe Woche lang eitel brüllendes Gelächter wäre, schossen zeitweise Revolver prahlerisch in die Luft. Ein echter Mexikaner hielt eine Harpune hoch mit rotblänterndem Fleisch. Überall lief der Witz, daß die Menschenfresser — Krokodile seien, und weil das Volk voraus wußte, daß es gelehmt würde, zog man in Scharen hinein.

Dann kam die große Bude mit den „Fliegenden Menschen“, zwei Mädchen in blauen Trikots mit Silberschnüren: die eine blond und mit dem Anfang

der sich wölbenden Formen, die eine sonderbare Sinnlichkeit ausprühten, und die andere mit ziselierten, knabenhaften Gliedern, schwarz, das Gesicht Toulouse Lautrecks Durchschnittsmodell (breit, gemein, verworfen) mit einem unheimlichen Gerant von Feinheit, Seele und Keuschsein darüber. An der Galerie entlang stand die Familie, sechs Menschen, und bliesen Blechinstrumente, und die Mädchen von oben wiegten in das Verbe, Kommüne der Straßenwalzer das Gezitter ihres Tanzes. Ihre Bude war ganz voll. Immer!

Und als Franz dem Strom entkam und wieder zurückstellte, sah er, wie Fifi, mit einem Stoß herausgedrückt, aus der leeren Baracke taumelte, rasch sich faßte und anfang zu tanzen, mühselig, müd und fein und beschwingter, als sie Franz erblickte. Nur kleine Truppen blieben stehen, die Masse strömte zu den „Fliegenden Menschen“.

„... Augenstern ...“ rollte es von unten herauf.

Es war spät geworden. Die Orgel schloß. Fifi verbeugte sich. Der Athlet rief den Beginn der Vorstellung aus. „Geben Beginn ...“ rief er und schmalzte. Aber niemand stieg auf. Er schrie. Niemand. Da ging er, von der Leere beschämt, verlegen einmal über das Podium, verschwand ins Innere, lauerte bis die Gruppe sich ganz verlaufen hatte und trat wieder vor. Fifi schlich wieder heraus. Wie eine große Spinne hing der Herkules auf seinem Podium. Franz stand beiseite, beobachtend, den Kopf schief

aufgelegt. Und wie eine Truppe nahte, fing der oben an, Schlüpfriges zu reden, ein Wink, die Orgel: Fifi . . .

Die Leute hielten, schoben ab, es wurde später, das Gesicht des Alten rötete sich, er suchte die Uhr. Immer wieder verschwand Fifi; immer begann der Spektakel, rascher, hastiger wandelte Szene auf Szene: das Greifen und Locken nach spärlichen Passanten, das Weitergehen, das Versinken Fifis und die bleierne Schwere ihres Tanzes, angezündet manchmal und heftiger im Erblicken von Franz. Dann ward es zehn Uhr. Polizei drängte mit Seilen vor, die Pfeife des Dampfwerkes heulte, die Menge lief ab.

Über den leeren Platz, durch einen schmalen Gang, den Schutzleute freihielten, und um den Gruppen Neugieriger standen, kamen nun die Artisten, zum Teil mit Mänteln, die sie über das Bunte und den Glitter gehängt hatten und die so zwischen den Angestellten, den lichtlosen Buden und mit ihren andersgewordenen Gebärden plötzlich desillusionierend und doch noch von dem erregenden Arom ihrer Gewerblichkeit umwittert, in die Straße hineinströmten. Zuerst kamen großspurig und in der starken Lüge der hohen bespornten Lederschuhe sich wiegend, die Cowboys aus Dresden und Garmisch.

Ihre Sombreros hingen im Genick. Die Hand stak in der Revolvertasche, so daß Dienstmädchen erschauerten und in Knaben dramatische Perspektiven sich lösteten.

Hinter der bewußten Brutalität der Ringkämpfertruppe mit dem haarlosen Bär schritt die Besatzung der Schießbude links ganz hinten. Sie hatten alle halbblange Röcke an und Kleider, welche schöne und zierliche kleine Blumenmuster trugen, im pfingstlichen Stil mancher Bauernkattune, und wie sie, zu zweien links und rechts der ebenso gekleideten und schön aufrechten Mutter eingehängt, die Köpfe gebeugt, zierlich zu ihrem Wagen trappelten, erschienen sie wie eine Porzellantruppe aus einer kleinen, bürgerlich-graziösen, deutschen Manufaktur.

Dann: Leere . . . und Gift . . . Schmal, doch köstlich in einen gelben Gummimantel gehüllt, fröstelnd, den Platz mit Adel ausfüllend, kam sie auf den Ausgang zu. Mit der dünnen linken Hand trampfte sie den Kragen über die Brust vor dem Hals zu wie mit einer weißen Agraffe. Die Lippen waren rot und merkwürdig wie mit feinem Lack auf das bleiche Gesicht aufgetragen. Sie stieß kurz vor der Straße mit den anderen zusammen. Die Alte trug einen Milcheimer. Der Herkulische schlappte unangenehm her, schrie ihr etwas zu, Lydia — ein dickes aufgeschwollenes Tier — ging idiotisch, faul nebenher, ohne Umhang in grünen Samthosen. Lizzy lachte mit allen Herren. Mit gierigen Augen schloß sich der Mexikaner von den Krokodilen Gift auf der anderen Seite an, daß sie zwischen ihm und dem Athleten um so reiner erschien.

Schräg auf der Holztreppe, die in den großen

gelben Wagen hineinkief, in dem sie wohnten, wandte Fifi den Kopf und sah somnambul verklärt nach der Stelle, an der Franz stand (den sie nicht — dies war auffallend und seltsam zugleich — gesehen haben konnte) mit dem Bruchteil eines Lächelns, während der Mexikaner in lüsterne Scherz sie, mit auf ihre Hüften aufgesetzten Händen, ins Innere drängte.

Worauf sie mit schmerzlichem Aufziehen der Achseln reagierte.

Später glitt der Mexikaner aus dem Wagen. Eine Zigarette drehend, mit der Eleganz des Romanen alle Glieder bewegend, schlenderte er zur Artistenschenke. Franz, der noch lange den Wagen umkreiste, sah Licht aus den schmalen Lücken dringen und hörte kessende Stimmen das Innere des Raumes hin und her zerreißen. Dann nahten mit schwerem, gleichabgetöntem Schritt die Patrouillen.

Es ward spät.

Er ging.

Alle Tage tanzte Fifi. Es war kühler geworden. Ungeheuer gewölbt spannte sich der Himmel. Sinnlose Monde stiegen über die Nächte hin. Franz sah sich aus allen Beziehungen zu Welt, Gesellschaft und Dingen herausgerissen und in die Aura dieses Tanzes mit allen auffassenden Fiebern hineingerissen. Bei den „Fliegenden Menschen“ stieg täglich der Kassensurm und die Sensation. Der „Orient“ verdiente gut an reiferen Herren. „Paris“ brachte es von 8–10 abends manchmal nur auf eine Vorstellung.

In den Pausen tanzte Gisi. Der Alte winkte, schrie, ward gieriger, je später die Zeit hinlief. Verkündigte Anfang der Vorstellung, er öffnete die Vorhänge, Gisi tänzelte ins Innere. Niemand kam. Manchmal vielleicht zwei Herren. Und dann packte der Alte Gisi mit seiner Lage an der Schulter und schleuderte sie hinaus. Die Orgel hob an, Gisi erhob die Füße, hinten der blaue Horizont der Draperien gab ihren Bewegungen Haltung und Relief, und die müden Schwingungen ihrer Arme und Beine waren wie das kurze Geflatter einer Libelle, die, in der Luft anhaltend, über einem schönen Gewässer erblüht: Langsam im Fortschreiten des Abends wurden ihre Gesten müder, von einer schmerzlichen, bleihasten Schwere überhaucht. Franz hörte das Pfeifen ihres Atems. Und wenn sie, leicht gerötet die Wangen, schloß, fiel die Kühle des Herbstes auf ihren Schweiß.

Einige Tage blieb Franz an der Peripherie des Zuschauens von Mitleid und schmerzlicher Bewunderung angefüllt. Manchmal schien es, als müsse der nächste Paß sie stürzen, in sich zusammensinken lassen. Doch sie blieb. Ihm aber widerstrebte es, auf diese leichte Weise an sie heranzukommen, die unter den Augen des flebrigen Athleten oder mit dem Beigeschmack der gewohnten leicht-erotischen Anknüpfung sich vollziehen mußte. Er fühlte, daß er Inhalte in sich trüge, die in ihrem Wesen auf dieses Kind abgestimmt seien, und die Schwere dieses Bewußtseins nahm ihm den Mut zur Leichtigkeit. Ihre

Blicke trafen sich hin und wieder — nicht oft — aber in einem berückenden, außerweltlichen Zusammenhang.

Sie waren schon tief ineinander eingewöhnt, als sie ihre Stimmen noch nicht kannten.

Dann kam jener Abend. Donnerstags.

Es war ein schöner Abend, mit bunter Kühle, sternhart, der Park voll gärendem Geräusch. Er zog sich wie ein Strom durch die Stadt, englisch, überdunkelt und alt im Sommer, winters bereift, immer schön. Die Lichtgurte ganzer Grenzstraßen warfen sich in ihn hinein, schimmerten im kleinen Teich, aber er gab kein Dunkel wieder zurück. Nahm alles auf mit großer, tiefer Selbstverständlichkeit. Stand geborgen, bergend, unberührbar, geschlossener Komplex von Vornehmheit, asylhaft wie ein Zentrum, um das die Stadt mit Geleucht rotierte. Donnerstag abends . . .

Es war schön.

Zwischen sieben und acht, genauer: Eine Uhr im Schloß hatte ein: Fünf Minuten bis halb acht Uhr! Franz ging langsam zur Messe, die acht Uhr begann, die vorher um sieben aufgehört hatte: Zeit, in der die Artisten aßen. Seine Gedanken gingen langsam, gemächlich, nichts erwartend, ohne Tatkraft um das innerlich abgepiegelte Bild von Fifts Tanz sich bewegend, Erklärungen ersinnend, von einer leisen Sehnsucht aufgelockert und beschwingt gemacht. Da knirschte es, und noch ehe ihm durch sein Geträum



das Bewußtsein heftiger Schritte und haschender Bewegungen ins Gedächtnis stieß, hieb mit einem unendlich scharfen Akzent ein Schrei in ihn hinein, warf ihn herum. Er lief über ein Grasrondell, stolperte, stieß an ein Gitter, sprang darüber. Sein Hut war verloren, der Armel geschlitzt, seine Brust zitterte. Er stürmte um ein eingezäuntes Denkmal, mußte umkehren, lief in einen dunklen Weg, packte einen Mann am Genick und schmiß ihn zurück, daß sein Körper krachend an die Statete knallte und an ihnen wie eine dumpfe Masse niedersank. Hinten im Weg leuchtete der rote Kopf einer Zigarette auf, bewegte sich her. Neben ihm selbst stand Fisi, die Arme noch schräg aufgehoben, die Augen ganz groß in der Form und schalenhaft, in die nun plötzlich ein beinahe bläulich erglänzendes Licht floß. Zwei schimmernde Kreise, standen die Augen in ihrem Gesicht.

Und so die Hände haltend, ungeschickt, doch ganz sich in der Geste erfüllend, tat sie einen unnennbar müden und langsamen Schritt auf ihn zu, das Gesicht transparent, mit zwei schimmernden Hostien. In diesem Augenblick lief das Geknatter rasch folgender Schüsse neben ihnen hin, und wie sie umschauten, war es nur noch Fisi, die sah: sah, wie Franz dem Hingefunkenen den Revolver aus den Fingern riß, ihm den Kolben gegen die Schläfe hämmerte und ganz groß auf sie, die zitternd harrete, zuging.

Doch ehe er sie erreichte, war die Zigarette herauf-

gekommen, zwischen sie gesprungen und löste die Luftströme los, die zwischen ihnen liefen.

Es war der Mexikaner. Er fragte rasch, schrie es: „Verlegt?“ Franz zeigte den Revolver; er deutete auf den Klumpen am Gitter. Der Mexikaner riß sein Gesicht in Falten, fauchte, trat dem Klumpen in den Bauch, schnippte das Bein hoch, daß der Körper herumfiel, senkte seinen Kopf dicht neben den Liegenden und sog heftig an der Zigarette, daß ein roter Kreis auf die Erde fiel, in dem mitten ein asketisches, von vielen Narben und Stichwunden durchbohrtes Gesicht auftauchte.

„Der Sakir,“ . . . schäumte der Mexikaner. „Man sollte ihn pettschen,“ . . . und fing an, ihn mit den Füßen zu bearbeiten. Wie Franz ihn hinderte, fiel sein Blick auf Tifi.

Sie war ganz verändert. Ihr Gesicht war wie ein weißer Fels, über den in zuckhaft raschen Stößen rote Wallungen strömten. Blißhaft wechselten Hell und Rot und drohten, den Hals zu sprengen.

Und während sie wieder auf Franz zuging, als trüge sie alles gegen ihn, zitterte ein Klang, rauh, gegenströmend, in ihrer Kehle auf, und wie alle Glieder zu ihm drängten, hielt sie ein Schluchzen zurück; sie warf den Kopf zur Seite, gewaltige Erschütterungen lösten sich aus, und gleich einer Verurteilten ließ sie sich gegen den Mexikaner fallen, der sie verwirrt aufnahm, der nach Franz schaute, wieder auf sie, maßlos erregt und erstaunt schien.

Dann plötzlich, aber mit unverständlicher Achselbewegung setzten seinen Mund auf ihren warf und in langem Ruffe sie wegzog.

Franz stand noch eine Weile.

Dann drehte er um.

Hinter ihm stand der Faktir. Er bat um seinen Revolver. Er sagte es englisch.

Nichts schien Franz selbstverständlicher, wie diese Folge fremder Laute. Er gab ihm den Revolver.

Der Faktir verbeugte sich, ging. — —

Fifi erhielt Faustschläge, weil sie zu spät kam. Der Herkulische beulte auf sie los und sie erschien unter seinen Händen wie ein feines Tuch Spitzen in der wringenden Faust einer grobknochigen Wäscherin. Sie gab keinen Ton. Sie tanzte den Abend, daß es vier Vorstellungen gab. Sie tanzte, daß ihre Beine glühten wie die wundgespielten Saiten einer schönen Violine, während die Kühle auf ihre Brust drückte, aus der in langen, keuchenden Stößen ihr Atem rang.

Franz kam nicht.

Sie tanzte die Abende bis Freitag und Samstag rasend und aufglühend herunter wie Spulen, die ihre Füße abtraten. Es wurde kälter; erbarmungsloser drang der Herbst ein. Fifis Mantel trug nun Luffe, eigentlich Lizzo, unter dem ihren. Als Fifi danach fragte, schrie der Alte sie nieder. Das dicke Weib mit den weißen bösen Augen keifte, sie solle mehr verdienen und wies mit einer vergleichenden

und stolzen Gebärde auf den einträglischen Busen der Dame ohne Unterleib.

Sonntag tanzte sie den ganzen Tag.

Das Landvolk strömte in die Stadt, schob sich, in Kette zusammengepreßt, über den Platz, der staubte, den eine am Tag mitleidlose Sonne zusammenbrannte, auf die die Kühle so unmittelbar folgte, wie das Dunkel plötzlich und hastig vorsprang.

Um sieben lief Gisi torkelnd nach dem Park, streichelte das Gitter, an dem sie damals gelehnt, kniete nieder dicht neben der Pflanze, wo Franz gestanden und berührte mit den Lippen den Boden. Dann lief sie weiter, kam durch ein Tor, eilte durch eine Straße und stand wieder auf einem Platz mit stillen Bäumen.

Mitten darin stand ein rundes Kuppelhaus, zu dessen Tür viele Stufen führten, über der Fahn hing und in gewaltigen Lettern das Wort erglühete: „Deo“, das sie wohl nicht begriff, das sie aber säufte und hineinzog, wo sie Wehwasser nahm und in einer Nische unter einem in vielen Farben erstrahlenden Fenster sich auf das Dunkle der Steinfliese warf und so weinend ein Vaterunser schluchzte, daß von zwei vorübergehenden Damen eine erregt und voll Neid über diese inbrünstige Stärke, höhnisch aufachte, wie von der schrillen Einfachheit irritiert oder eine (schon im Klang der Stimme voraus desavouierte) Überlegenheit heuchelnd und darstellend.

Gisi aber rief aus einem immer wilderen Weinen

heraus, böhmisch, daß die Leute nicht verstanden, aber an dessen Lauten sie dennoch wie angefaßt hingen, rief mit lauter und klarer Stimme, die aus allen Seiten der Kirche wieder auf sie zurückströmte, ein Gebet.

Der Schweizer war herbeigelaufen. Er wollte der Störung nachgehen, die Weinende, deren heftige Andacht sich über jene der anderen Gläubigen übermäßig und sie gering machend auftürmte, beruhigen, sie hinausweisen . . . aber er blieb wie gezwungen an einen Pfeiler gelehnt stehen, Staunen und nicht begreifendes Wunderbare über sein wenig gescheitertes Gesicht gestreut, wie hingewiesen und in diese Position gebannt von dem seltsamen Geläute dieser Stimme.

Aus dem klaren und in langen tönenden Linien verschwebenden Glanz ihrer Sätze aber lief in verströmenden Untertönen ihre Qual. Und ihr Gebet begann mit dem dunklen Schmerz ihres Zimmers im gelben Wagen, das ganz ausgefüllt ward von dem breiten Bett, in dem sie zu dritt schlafen mußten: Sie und Lydia und Lizzy, genannt Luise. Und wo ihr Körper hinausgestoßen liege auf die äußerste Kante, wo wenig Decke sei. Aber das alles sei wenig und tief im Herzen sehr gering gegen die Reden von Lizzy und jenen Abend, an dem der Alte den Teller, voll von heißer Suppe, ihr auf die Brust warf, als sie beten wollte nach einer durchquälten Nacht. Und so in dem Gedanken daran sprangen alle Ventile der Angst und Unterdrückung weit auf,

und in einem köstlichen und befreienden Erguß strahlte sich ihr verjochtes Leben heraus, wie eine lang im Tiefen der Rohre gehaltene Fontäne sich in einen späten Sommerabend mit starker und doch resignierter Kurve erhebt. Und in ihren Worten glommen die Namen der beiden auf, zwischen denen ihr Leben in den letzten Tagen ein hin und her gerissenes Spiel war: Franz und der Mexikaner, den sie Partusa nannte. Und der Klang ihrer Stimme sank etwas zurück in der schmerzlichen Erinnerung der Abende, an denen jener bei ihnen eindrang, begrüßt vom entsetzlichen Gelächter Lusses, den tierisch und röter aufblinkenden Augen Lydias und ausgezeichnet durch das indolente Nichtbeachten des Alten, in dessen schmierigen Beutel die Hälfte von dem floß, was die Krokodile einbrachten. Indem sie den Kopf im höchsten Schmerz tiefer senkte, dachte sie an das Gefleisch und den Schaum um den Mund des Partusa, wenn er sich von Lydia und Lusse wegwandte zu ihr, die, den Kopf gegen die Wand gedreht, dieses nicht sehen wollte und wie sie kalt blieb und im Gebet sich beruhigend, wenn die anderen Mädchen (o über Lizzys Gelächter und schmutzige Reden!) sie bewegen wollten, auch diese Dinge nur anzusehen . . . und wie Lydia aus Wut sie eine ganze Nacht hindurch mit Nadeln stach. — Doch ihre Silben mächtigten sich wieder zu einem verklärten Rhythmus, als ihr Gebet an den anderen stieß, den mit dem gütigen Gesicht und den Sonnenaugen, und sie dankte

Gott tief und herrlich errötend für die Nächte, die er im Traum diese Augen über ihren Schlaf wie hütende Gestirne verteilte und so die Nächte zu einem Berg erhob, den kein Schmerz und keine Demütigung des Tages berennen konnte. Und wieder und immer wieder dankte Zisi dafür, daß der Herr ihn, Franz, den Gütigen in ihre Not sandte, damals, wie der Fakir im Park sie überfiel, um dann wie vor einer Mauer und endlos erregt vor dem Wunder stehen zu bleiben (während ihre Stimme fast erlöschte), wie sie damals plötzlich und wie von einer Macht, die aus ihr selbst heraus allen ihren Wünschen entgegenströmte, sich in den Arm des Mexikaners warf und die kalte Ubelkeit seiner Lippen auf den ihren fühlte und den anderen stehen ließ, gleich einer begnadeten Heimat, die man verläßt für immer, und deren letzte Feuer, hoffnungslos für den Ziehenden, langsam am Ufer verbrennen. Und sie sann mit flackernden Worten über den Sinn dieses Ereignisses und die Ursache dessen, was einen Menschen zwingen kann, die höchste, nie erhoffte Sehnsucht, wenn sie erscheint, liegen zu lassen . . . nein . . . nicht nur dieses: sie zu verschmähen — o vieles mehr — sie zu höhnen und zu begehren: schier, sie zu schmerzen mit einem strengsten Schmerz. Und wie sie sich forschend, weinend, in Verzweiflungen wälzend um diese Fragen wand, erschien es ihr, als ob es eine Angst vielleicht oder ganz gewiß gewesen sei, die sie vor dem plötzlichen Glück überwältigt und ein Unbesonnenes hätte tun

lassen, und sie schrie auf, wie sie dieses Entsetzliche — sich selbst in den Armen des Partusa — erblickte. Aber dann kam es ihr, daß es nicht die Angst gewesen sei. Sie erkannte etwas, das einer Schuld ähnelte, in ihrer Brust und glaubte nun betend und es so versichernd, daß es Trost gewesen sei, nicht Angst, daß es Aufbäumen gewesen sei aus der allzu großen Tiefe dieses vergangenen Lebens vor der plötzlich viel zu strahlend aufgeredeten Perspektive jener höchsten Erfüllungen. Aus diesen hin und zurück schwankenden Gefühlen brach dann der Haß gegen den Mexikaner hervor, und nachdem sie in schrillen und ekstatischen Rufen ihn hervorgestoßen hatte, fiel sie wieder in ein beruhigtes Beten zurück, fühlte, wie diese gläubige Erschöpfung sie umfaßte, welche all diesen Entladungen zu folgen pflegt und lag dann eine Zeitlang ausgestreckt auf den Steinen, bis Menschen ihr zu Hilfe eilten, im Glauben, daß sie ohnmächtig sei. Da sprang sie auf und eilte durch Straßen und Park zur Messe. Sie kam zu spät. Der Alte trat ihr mit dem Fuß in den Bauch.

Aber sie spürte es nicht.

Tanzte, wie sie nie getanzt hatte, groß, vorwurfsvoll, in Tragik und Schmerz vertieft und einem brennenden Feuer zugebracht. So erblickte sie Franz, der heute wieder unter dem Publikum stand.

Sie tanzte schöner, fühlte, wie eine Süße den Leib ihr hinaufstieg, alles löste und ihren Augen Glanz gab und Glauben. Sie tanzte nun, um den starken



Blick des da unten frei und klar wieder zu machen, und all ihr Sinnen stand danach, die Güte dieses Auges neu zu erwecken. Ein berauschernder Glaube überfiel sie, daß der noch so sehr Enttäuschte und Erstaunte nun alles begreifen müsse: daß es zuviel gewesen sei für sie damals, daß sie ängstlich, trotzig vor dem Schicksal gewesen sei. All dieses tanzte sie nun. Und sah in seine Pupillen und lauschte auf Wirkung, wie einer an Abenden hinter der Ebene den Mond über dem Strich der Wälder sucht. Sie glaubte nicht mehr, daß alles verloren sei, wieder überbrandete sie die absolute Zuversicht, jener da unten begreife allmählich, was, als alles zu ihm allein zog, sie auf die andere Seite warf. Sie fühlte, wie jene Schauer des Glücks, das Widerstreben in ihr gezerrt hatte, weil es sie wie eine Keule überfiel, nun in langsamen Zügen wiederum in sie einzogen.

Sie tanzte sich in einen leuchtenden frommen Glauben hinein, der sie erschimmern machte, aber noch blieb das Gesicht von Franz (doch sie sah dies nicht, sah nur die Wandlung, an die sie glaubte) kalt und hart.

Eine erdrückende Luft schob über den Platz, gleich Wellen stießen die Anstürme der Menschen gegen die Wände der Buden. Alle Baracken hatten heut eigene Orchester, die sich ineinanderwirrten. Kinderballons stiegen in die Höhe. Das spitze Getnatter von den Schießbuden, das Gedudel der Karusselle und das Geschrei übertönte das Gebllitz der Revolver und das Stampfen und Pfeifen der Maschinen.

Istis Augen strahlten, bettelten, wurden groß und erzählten alles, was sie wußte noch von der dumpfen Dämmerung einer Wiese, die irgendwo in ihrem Hirn aus der Kinderzeit brütete bis zu der Liebe zu ihm, dem Gütigen. Sie riefen um Verzeihung, wurden stolz in seinem Verstehen, das sie deutlich erstrahlen zu sehen glaubte, und dankten ihm.

Aber er verstand sie nicht.

Ihre Beine bewegten sich immer rascher in gewölbten Bogen, ihre Hände schienen etwas zu glätten, sie tanzte weiter. Ihre Augen wurden immer linder, ihr Gesicht ward durchsichtiger und kleiner, die Beine hatten ein Tempo der größten Ekstase erreicht, ohne daß sie etwas zu merken schienen. Dann fielen sie langsam in einen dumpferen Rhythmus, die Blicke strahlten überirdischer, ein leises Lächeln zog dankend für seine Güte nach seinem immer noch unbewegten Gesicht, in das sie viele Wunder hineinschaute . . . und so tanzend, geklärt und eine merkwürdige Leisheit erregend, die kurz eine Sekunde sich über den Platz verteilte, lösch sie, während die Rohre der Dampfmaschine plötzlich lautlos Säulen weißen Dampfes gegen den Himmel stießen und ein großes Haus hinter dem Platz wie grundlos von einer hellen Strahlung mächtig aus dem Dunkel herausgerissen aufflammte . . . lösch sie, sich in sich selbst verströmend, tanzend, zusammensinkend, hin wie ein seltsames und gutes Licht.

Aus dem Novellenband „Die sechs Mündungen“.

## Hermann Harry Schmitz: Die Bluse.

Ich hätte nein sagen sollen oder daß ich etwas vorhätte, als mich meine Tante Dorchon Jassbender am Eingang des amerikanischen Riesen-Warenhauses mit Beschlag belegte und mich bat, sie zu begleiten: sie müßte sich nur eben eine Bluse kaufen, erklärte sie obenhin.

Eine Bluse kaufen, das war ja schließlich eine einfache und schnell erledigte Sache, dachte ich mir und ging mit. Außerdem hatte die Tante mir schon häufiger Rechnungen meines Schneiders bezahlt, das war entsprechend zu beachten.

Der Scharfsinn eines Indianers gehört dazu, um sich in einem modernen Warenhaus zurechtzufinden und noch zu Lebzeiten den begehrten Gegenstand zu kaufen. Die Tante sagte, sie wisse Bescheid, und drängte sich durch die Menge, die sich in den Gängen zwischen den Verkaufsständen hin und her schob. Sie trat energisch auf sie hindernde Füße und stieß Langsame mit der Krücke ihres Banellaskirnes verstoßen in den Rücken.

„Da drüben bekommen wir das Gewünschte,“ sagte sie mit Bestimmtheit. Ich vertraute der Tante. Wir schoben nach drüben.

Wir blieben einen Augenblick am Verkaufsstand für Emaillegeschirr stehen. „Was darf's sein?“ fragte verbindlich ein rotbackiges Fräulein.

„O, wo finde ich Blusen?“ erkundigte sich die

Tante, die scheinbar doch nicht so ganz und gar Bescheid wußte.

„Bitte, erste Etage, Aufzug,“ war die Antwort. Die Tante zog vor, die Treppe zu benutzen, aus Vorsicht. Es sei einmal ein junger Mann im Aufzug zerquetscht worden. Diese Legende geht von jedem Aufzug.

„Blusen — bitte rechts und dann links,“ wies uns ein Herr in mittleren Jahren, den man Herr Markuse nannte und der scheinbar eine Rolle spielte. Wir waren geschmeichelt und gingen in der bezeichneten Richtung.

„Nein, nein, nein,“ schrie die Tante plötzlich unwillig, als sie an dem gesuchten Stand von Blusen ankam und die Auslagen musterte. „Ich will keine fertige Bluse, ich will Stoff für eine Bluse, im Haus zu nähen. Da steht man sich billiger,“ raunte sie mir erklärend zu.

Ich fand das sehr unangebracht, so eine Bluse erst mal mit großen Umständen zu nähen, wo man sie doch hier fix und fertig zum Anziehen kaufen konnte. Überhaupt bereute ich ein wenig meine Bereitwilligkeit, die Tante zu diesem Blusentausch zu begleiten.

„Ah, Stoff für eine Bluse für die Dame?“ sagte verstehend Herr Markuse, der uns gefolgt war. „Bitte, bemühen sich die Herrschaften nach der vierten Etage, dort finden Sie, was Sie wünschen.“

Wieder mühselige Treppen trotz des Asthmas der Tante. Solche Aufzüge bleiben schon mal stecken,

dann verhungern die Insassen. Das ist auch so eine Legende, die man sich von jedem Aufzug erzählt.

Natürlich entsprach der Stoff, den man der Tante auf der vierten Etage vorlegte, keineswegs ihren Wünschen und Absichten. Was man ihr da zeigte, war doch Wolle, was für Diensthofen zu Weihnachten, aber nicht für eine Staatsbluse der gnädigen Frau zu gebrauchen war.

„Wolle hält aber doch warm,“ meinte ich schüchtern.

„Ist aber nicht schick,“ strafte mich die Tante. „Ich will die Bluse für das Zoologische Garten-Konzert, Frau Bender soll die Plaze kriegen,“ lachte sie hämisch.

Jetzt kam es heraus, die Tante wollte eine seidene Bluse bzw. den Stoff dazu.

„Da müssen Sie sich nach unten bemühen, dort rechts vom Haupteingang, etwa vierzig Minuten weit, ist die Seidenabteilung,“ klärte man sie auf. „Dort ist der Aufzug.“ Sie begann von der 150 Meter hohen Vierten-Etagen-Treppe den mühevollen Abstieg. Das Seil konnte reißen und der Abzug herunterrasen und zerschmettern. Das war auch so eine Legende, die die Tante bewog, das gefährliche Vehikel nicht zu benutzen.

Ich sagte leise das kleine Einmaleins auf und berechnete aus dem Wachsen meines Bartes, wie lange wir uns bereits hier in dem Warenhause befanden. Durch das Treppensteigen bekam ich ein müdes Gefühl in den Kniekehlen, wie wenn ich dreimal hinter-

einander das Matterhorn bestiegen hätte, ein Klavier mit Lehrer im Rucksack.

Tante Dörchen war von der stillen Resignation eines Menschen, der weiß, was er will.

Ich war so zerstreut, daß ich der blondlockigen Verkäuferin der Parfümerieabteilung, wo ich immer meine Seife kaufte, in Gedanken auf das Ohrläppchen küßte.

„Seide dort, Blusen-seide dort,“ zeigte ein anderer Herr Markuse, der Lohn genannt wurde, auf eine lange Reihe Theken, hinter welchen himmelhohe Regale standen, wie in einer Bibliothek. Die Fächer waren angefüllt mit Stößen von flachen Paketen. Zwischen den Regalen und Theken waren Fräuleins in Schwarz, nette und weniger nette, mit Scheren an Bändern um den Hals und an der Seite einen baumelnden Abreißblock, eingesperrt. Manche aßen verstohlen aus einem verborgenen Butterbrotpaket.

Das durfte Herr Lohn nicht sehen.

Aus dem Gesicht der Tante entnahm ich, daß wir nun endlich am Ziel angekommen waren. Meine Lethargie wich ein wenig. Es war aber noch nicht aller Tage Abend! O, ich Kleingläubiger!

Sobald die Tante kurz den Wunsch nach Blusen-seide geäußert hatte, kletterten — husch, husch! — entzückende Lackfüßchen auf gelben Leitern an den Bibliotheksregalen hinauf. Oft blieb der Rock an einer Sprosse hängen, welches Malheurchen ein grazioses Beinchen mir entgegenkommend dekolletierte.

Die Tante holte ihre Brille hervor, die sie aus einem Lederetui hervorzog. Das Etui machte beim Abziehen des Deckels „pff“, die Tante setzte die Brille auf, nicht der Beinschen wegen, sondern um den Stoff zu prüfen. Ich putzte meinen Kneifer — hm, hm, ich mußte doch der Tante behilflich sein!

Stöße von flachen Paketen warfen die Fräuleins in Schwarz klatschend auf die Theke und entrollten sie zu Streifen Seide in allen möglichen Farben. Dabei priesen sie in überschwenglicher Weise die Ware: „Prima, prima, das beste auf dem Markt, leichtest Fäshen, englisch, fabelhafte Verarbeitung, Frau Bankier Sase (sprich: Säw) nahm zehn Meter für eine Robe, doppelte Breite, mit Selbstante, gut zu verarbeiten und haltbar, Sie glauben es nicht, gnädige Frau!“ Immer neue Pakete wurden aufgerollt. Ein Meer von Farben ergoß sich über die Theke. Die Tante war in fieberhafter Tätigkeit, ihr sonst bleiches Gesicht war hektisch gerötet, die Warze an der Nase war zu einem Apfel angeschwollen, mit zitternden Händen wühlte sie in der Seide, prüfte den Stoff und die Farbe, bat das Fräulein in Schwarz, mit dem betreffenden Stück auf die Straße zu gehen, um die Farben bei Tageslicht beurteilen zu können. Etwa 1200 mal lief sie, begleitet von einer Verkäuferin, die immer durch eine neue ersetzt werden mußte, da sie haufenweise vor Ermattung zusammenbrachen, die Strecke von der Seidenabteilung bis zum Ausgang. Ich rannte im Anfang

getreu als Sachverständiger für Farben mit, verlor dann aber die Lust zu rennen, nahm mir ein Auto und fuhr neben der Tante hin und her.

Die Tante konnte sich nicht schlüssig werden, hin und her raste sie, den armen Verkäuferinnen zum Verderben. Die Haarnadeln der Tante wurden weißglühend.

Alle Farben der Welt zogen vorbei, nur kein Blau, was die Tante von vornherein nicht wünschte. Nun fiel ihr ein, daß es ein bestimmtes Blau gebe, das ihr sehr gut zu Gesicht stehe. Ob man nicht dieses Blau habe? Einige der Verkäuferinnen, die aus den Strapazen der Rennerei ihr schwaches Leben gerettet hatten, schleppten sich an die Regale und erklärten mit müden Stimmen, blaue Stoffe seien auf der zehnten Etage. Die Herrschaften möchten sich hinaufbemühen. Ich habe mit dem Nordpolfahrer Cook den Mount Mac Kinley in Lackschuhen bestiegen, jetzt schauderte mir vor der zehnten Etage. Die Tante war nicht zu bewegen, den Lift zu benutzen. Sie machte sich, trotz ihrer geschwellenen Ballen, an den Treppenaufstieg zur zehnten Etage. Ich drückte mich in den Aufzug und war schnell und mühelos bald oben. Drei Wochen später kam die Tante an, die alte eiserne Energie, Stoff für eine Bluse zu kaufen, in den Zügen. Sie erinnerte an Bismarck, wenn er etwas durchsetzen wollte.

Pfadfinder wiesen uns den Weg zum blauen Stoff.



Der Stand befand sich 21 Kilometer von der Treppe und dem Lift. Ja, dieses Warenhaus war von enormen Dimensionen; es stellte in seiner bebauten Fläche Elsaß-Lothringen in den Schatten.

Es gab etwa zehn verschiedene Blau. Natürlich mußten diese Stücke auch wieder dem Tageslicht ausgesetzt werden. Das hätte Monate gedauert, wenn die Tante die zehn Treppen hin und her gestiegen wäre. Sie wurde chloroformiert und mit dem Aufzug befördert.

Endlich — es war eine Erlösung, etwa wie der Friedensschluß zu Münster nach dem 30 jährigen Kriege um 1648 — endlich fand die Tante das Blau, das ihr so gut zu Gesicht stand.

Sie brauchte zwei Meter fünfzig. Eilfertig nahm ein Fräulein in Schwarz einen Zollstock, um dieses Quantum abzumessen. Natürlich war das vorhandene Stück (vom Fachmann Rupon genannt) etwa achtzig Zentimeter zu kurz.

Die Tante stach dem Fräulein eine lange Hutnadel in das linke blaue Auge. Aber es schadete nichts, denn es war aus Glas — Gott sei Dank!

Ich kniete, als das endlich gefundene Stück von der blauen Seide, deren Blau die Tante so gut kleidete, zu kurz war, nieder und bat den Himmel und alle Götter, sie möchten doch die fehlenden achtzig Zentimeter blauer Seide beschaffen. „Nehmen Sie grün anstatt blau, grün ist der Frühling und die Au,“ sagte eine belegte Stimme von oben ziemlich gereimt.

Die Tante war, weil es wie eine Offenbarung war, mit Grün nunmehr einverstanden. Man stieg hinab in das Unterhaus, wo die bunten Seiden waren. Nach einem dreiwöchigen Suchen und Prüfen entschloß sie sich für Spinatgrün. Zwanzig Verkäuferinnen lagen tot am Boden, vier Ressortchefs waren völlig pathologisch geworden. Ein Elektrotechniker fraß Glühbirnen.

Die Tante forderte noch rote Seide als Besatz. Tableau! Ich legte mich auf den Boden und biß in die Blasen, die sich im Linoleum des Bodenbelags gebildet hatten. Die Verkäuferinnen flüchteten mit Grauen vor dem Wunsche der Tante.

Ich machte mein Testament.

Man probierte. Das Rot paßte nicht auf das Grün. Zehn Browningschüsse. Zwei Verkäuferinnen tot.

Vier Jahre später fand man ein passendes Stück roter Seide. Die Verkäuferin, die das Stück fand, war eine Witze. Die Tante schenkte ihr aufgeweichten Lakritz aus der warmen Tasche.

Meine Augen hingen sehnsüchtig an den Lippen der Tante: Der Blumenkauf war beendet, mußte sein Ende gefunden haben. Ich Tor. Ich war ein alter Mann geworden, und ein langer Bart hing mir über die Brust. Die Fräuleins, die die durch die Tante heraufbeschworene Katastrophe überlebt hatten, waren teilweise Urgroßmutter, andere Großmutter.

Der Schlag soll mich treffen! Die Tante öffnete

ihr karäitiges Gebiß und stieß das eine kurze, knallende Wort wie einen gelben Flintenschuß hervor: „Knöpfe!“

Der Schlag traf mich nicht. Ich war verblödet und erwartete nichts anderes. Mein Bart wuchs mir in die Stiefel.

Knöpfe waren auf der achten Etage. Nach zwei Wochen krochen 400 Angestellte des amerikanischen Warenhauses auf dem Boden der achten Etage wie Ameisen, auch unter die Schränke, um die wie Konfetti auf der ganzen Etage fußhoch durch das hysterische Herumwerfen der Kartons und durch das Plagen der Böden auf die Erde gefallen Knöpfe aufzulesen.

Die Tante trieb Nägel durch die Osen bestimmter Knöpfe und nagelte sie auf die stramme Uniformbrust eines Liftboys fest. So konnte sie sehen, wie die Knöpfe wirkten.

Ich war so alt geworden, daß ich von einer Yoghurtfabrik als Reklamepreis zu Propagandazwecken photographiert wurde.

Die Tante konnte den gewählten Knopf nicht nehmen, es fehlten vier am Duzend. Sie spuckte ihr Gebiß aus. Der Boy fand einen mühelosen Tod. Die Liftführer, zehn an der Zahl, verloren den Verstand und ließen sinnlos die Aufzüge auf- und niederrasen, daß die Splitter flogen. Mechanische Spielwerke drehten sich selbst auf und liefen verhezt herum. Angestellte kletterten verstört auf die Regale

und die Säulen. Andere fraßen in ihrer seelischen Not Pottasche.

Als die Tante nun noch Schweißblätter verlangte, die gerade ausgegangen waren, weil es eßiger Winter geworden war, erhob sich ein wildes Tohuwabohu, das elektrische Licht ging aus. Alles stürzte zu der immensen vierteiligen Drehtür des Haupteinganges, und ein wildes Rasen und Drehen, in das ich auch gerissen wurde, begann. Mit einer furchtbaren Schnelligkeit drehte sich die Tür, Ohren und Finger wurden von der Zentrifugalkraft abgerissen. Mir flogen die Rippen weg, das war mein Tod.

Das letzte Wort der Tante gellte mir in den Ohren: „Hätkchen für hinten muß ich noch haben!“

Das amerikanische Riesenwarenhaus ist eingefallen. Nur die rasende Drehtür mit Klumpen unzähliger Menschenleiber dreht sich noch in ihrer wilden Fahrt, und unaufhörlich gleiten in gefährlicher Schnelle in ihren eisernen Führungen, die wie Türme aus dem Schutt emporragen, unzählige Aufzüge sinnlos auf und nieder.

Frau Bender konnte die Plage wegen der neuen Bluse von Tante Dorchon nicht ertragen, sie ist in der Zwischenzeit an einer Bauchfellentzündung gestorben.

Aus dem Bande „Das Buch der Katastrophen“.

## Carl Hauptmann: Wendolin und Serafine.

Himmelhohe Eichen qualmten zwischen den Hügeln.  
Feuergarben lohten und flatterten hoch in den  
Lüften. Schutthaldden dehnten sich, von Krüppelbirken  
spärlich vergrünt.

Bergmänner kamen und gingen die Feldwege.

Jetzt im Frühling.

Aber auch, wenn das Rausen des Bergsturmes  
Floccenwirbel über die nächtlichen Schlackenberge und  
die einsame Straße hintrieb.

Heute standen die grauverwitterten Einfahrtshäuschen  
in bunter Sonne.

Mancher Häuer betete dort vor Tiefe und Tod.

Lag dann wie ein nackter Engerling Stunde um  
Stunde in seine finstere Kohlenkapsel eingedichtet. Ein-  
tönig mit triefenden Gliedmaßen die Hacke auf- und  
niederreißend. Im Scheine der kleinen Grubenlampe.  
Im tiefen Erdbauch in der tiefsten Totenstille. Bis  
immer wieder das schwarze Gestein bligte und bröckelte  
und stürzte.

Man sagt, daß die Bergarbeiter echte Sinnlicher sind.  
Gesichte viele in ihnen hingehen. Bei Schlag um Schlag.

„Unter den stillen, einsamen Scheinen . . .

Unter dessen die Teufen in ewig schweigenden Dunkeln  
Tropfen um Tropfen eintönig niederweinen . . .“

\*

\*

\*

Wendolin Heide war schon Häuer. Obwohl er kaum über die Zwanzig alt war.

Er war immer widerwillig.

Das wußten auch die älteren Bergleute.

Manche hörten auf seine Rede, die immer karg war. Nur unvermutet stoßweise kam.

Gegen alle Menschen widerwillig.

Menschenansammlungen, da trieb ihn sein Blut gleich in die Felder.

Oder unter den einsamen Sternenhimmel.

Er war Anarchist. Alle Vernünftigkeit dünkte ihm Spreu.

Wendolins Augen waren kühl. Die Brauen leicht unwirsch gerunzelt. Seine Gestalt wie aus Stahl gefügt.

Man hatte ihn nicht um seiner Verächtlichkeit willen so früh befördert.

Mancher ahnte, daß er aus Armut und Darben heraus ein Ersehner ferner Dinge in der einsamen Kohlenhöhle geworden war.

Dort in dem jungen Birkengebüsch zwischen den Halben saß Wendolin Tag um Tag. Jetzt wo es Mai war. Weil er Nachtschicht hatte.

Dort sang auf der Tannenspitze auch die Amsel täglich Lied um Lied einsam über ihn hin.

Er saß wie im Arme von Frühling und Sonne.

Aber seine Herzschläge hatten auch nicht ängstlicher geschlagen, als ein finstrier Quader vom innersten

Erdbau seinen Kameraden Gelsen im dunkelsten Grubengänge plötzlich wie eine Fliege eingedrückt.

Da war Wendolin geradezu schön erschienen: ruhig, aufrecht, von Schweißfurchen überwaschen. Von Unerbitterlichkeit des Blickes, Hatte mit witternder Nase und den Steinaugenscheinern aus Staubgemengsel kalt Rede gestanden, als er endlich wieder oben im Lichte war.

Einmal waren zwölf Häuer im tiefsten Bauche der Erde schier verloren. Die finsternen Erdgänge waren verschüttet. Die bösen Wetter waren mit grollender Dampfhett eingebrochen.

Da hatten viele Geängstigte und Verstummt nur ihn beständig still lachen gesehen. Nur er war unerschrocken geblieben. Nur er sagte sicher, das Licht käme wieder.

Hatte scharf die Lage besehen.

Hatte Einteilung in die Zerfahrung befohlen.

Hatte kühl bedroht, damit nicht Überstärzung die Rettung vertriebe.

Hatte auch die vorhandenen Nahrungsmittel sogleich zusammengebracht. Sinn in die Mühsal des einzigen, kleinen Grabenscheines geordnet.

Nur immer wieder mit stahlharter Stimme auch dieselben Worte des Trostes spendet.

Bis die leiftesten Zeichen von denen draußen seinem Spürsinn schon deutlich hörbar geworden.

Bis nach zweitägiger Abgeschlossenheit neue Lichter mit neuen Gesichtern ins einsame Dunkel schienen.

Jetzt saß Wendolin auf der verwitterten Holzbank, mitten im Frühling. Oft die Mittagszeit überdauernd.

Sammelte betrachtsam Käfer in seine rissige Kohlenhand. Staunte ewig. Ließ alles Gesammelte wieder laufen. Den Käfer in metallischem Glanze belachte er noch in den Himmel schwirrend.

Gelbes Blütenkätzchengestäube sog er mit Nase und Mund. Die Augen schließend.

Schmetterlinge blieben auf seiner Hand erstarrend, als wäre er etwa ein Baum.

So unbewegt konnte Wendolin sein.

\* \* \*

Einmal in diesem jungen Mai saß auf der alten Holzbank unerwartet auch ein Mädchen, auf die äußerste Kante gehockt.

Eine von fünfzehn Jahren reichlich. Nicht älter. Aber schlank und gerecht und beginnende Jungfrau.

Serafine Machol hieß sie. Mit braunblonden, vollen Haaren.

Ein Polenmädchen. Obwohl sie nicht in Polen geboren war.

Etwas auch von Bitterniß um die Stirne, wie Wendolin. Und um die großen, ruhigen Augen, die hellgrau waren.

Hellsichtig auch.

Und der bogige, rotschwellende Mund stand lieblich offen.

Wendolin mochte Weibsvolk nie leiden.



Aber heute war er gleich sehr betroffen.

Er wagte die Lippen, die ihm unglaublich mohnrot schienen, und die erblinkenden Zahnrädchen gar nicht anzusehen.

Serafine hatte irgend eine Bürde vorbeizutragen.

Rasten kann jeder, wo eine Bank ist.

Sie betrachteten, ohne einander anzusehen, zutraulich Dinge. Was grade auf der Frühlingserde oder im Himmel kam.

Einen Krähschwarm in den Lüften.

Lachten den krächzenden Lauten hoch oben nach.

Spürten so heimlich nacheinander.

Begannen tastend einander nicht loszulassen aus jedes Gehege. Neugierig tändelnd.

Wendolin wollte ihren Namen erfragen.

So sagte sie lachend: „Serafine“.

Zutraulichkeit regte sich zwischen ihnen wie der gelinde Birkenwind.

Sie sahen einander einmal prüfend in die Augen.

Hatten dabei auch ihre Haarfarbe angesehen.

Und Serafine wußte längst, wer Wendolin war. Und sie lachte leicht. Wollte doch seinen Vornamen wissen.

Aber Wendolin schwieg.

Es war ihm peinlich, daß er Wendolin hieß.

Er lachte höhnisch.

„Meine Alte war immer ein phantastisches Weib!“ sagte er ziemlich geärgert.

Da fand Serafine mit ernstem Blick sehr falsch,

über den eigenen Namen zu lachen, der von den Eltern gegeben wäre. Denn der Name wäre, wie die Eltern selber, immer ein Schicksal.

Darüber blieb Wendolin lange stumm und verdrossen. In Zweifel gehüllt.

Und Serafine sagte noch weiter, daß man die Eltern immer demüthig lieben und ehren müßte.

Wendolin blieb auch dabei stumm.

„Überhaupt alle Liebe ist abgeschmackt!“ sagte er nur kurz und hart vor sich hin.

Indessen eine fremde Welle längst in ihm aufquoll. Und es wie zum Troste heimlich in ihm redete: „Also wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen.“

Woher diese Worte aus dem Dunkel stiegen, wußte er selbst nicht.

Er war plötzlich wie von Schamröthe übergossen.

Und als wenn ihm gleich seine Augen von Tränen überflössen.

Aufstehen wollte er nur und zum Gehen sich wenden.

That doch nur eine unentschlossene Verschiebung.

Rückte sich aufrecht.

Quälte sich in der Beschämung.

Deuchte sich einen Augenblick richtig erbittert in Nehen.

Sehnte sich in die Freiheit zurück.

Und begann doch nur einen bronzenen Käfer vom Blatt abzufangen, den er Serafine sogleich ins Haar gab.

So daß sie neckisch lachend aufsprang. Die Seekelte

spielte. Ihren braunblonden Kopf mit den vollen Haaren eilig abzuschütteln begann. Wendolin anrief, das grüßliche Ding aus ihren verwehten Haaren zu greifen.

Die Hände zitterten Wendolin.

Ungehört ging die Zeit.

Wendolin war erst wieder von Verwirrung und Zittern und heimlichem Kämpfen in Freiheit an diesem Abend, als Serafine längst davongeeilt war.

Als er den Weg einsam heimschritt. Jetzt freilich eine ganze Choralmusik in der Seele brausen hörend. Und eine kindliche Frauenstimme dazwischen, die beständig in alle Winde lachte.

Und wie er nachts triefend und nackt im heiligen Scheine in seiner Kohlentapsel ummauert lag, eintönig Stunde um Stunde die Hade schwang, hatte er eine nagende Rede in sich: an den Himmel. Und an die Frühlingstäler. Und an die Amsel auf der Tannenspitze. Und an die verwitterte Holzbank, wo Serafine neben ihm gegessen.

Und die kleine Ölflamme schien im Augenblicke so golden hell wie die Sonne in den stummen Teufen aufzuschließen.

Und als Wendolin am neuen Morgen von der Schicht heimgekehrt war, wagte die phantastische Mutter Heide ihm eine Wasserrübe unter die Nase zu halten, so ermuntert dachte er ihr. Ohne daß er groß aus seinem versunkenen Leben erwachte.

\*

\*

\*

Jetzt hatte das begonnene Leben bald kein Ende mehr. Das Sitzen und Ländeln, das Zittern und Verschämtsein die Freizeiten der nächsten Tage. Mitten im Frühling. Auf der alten, verwitterten Holzbank.

Bis in die eine Stunde hinein, wo gerade die Bergkapelle in der Ferne von einem Grabe zurück, einen Hang herab, heimzog. Eine Tanzweise oder Marschweise das Blut Wendolins vollends noch in die Höhe trieb. Ihn aufrief gegen das verdunkelte Häuerleben und den immer drohenden Tod. Und gegen die ungestillten Gefühle.

Da hatte Wendolin plötzlich zu Serafine gesagt: „Serafine Machol heißt du . . . Serafine Machefreud sollst du heißen!“

Hatte mit seiner harten Schwielenhand Serafines Arbeitshand, wie wenn es ein seidnes Kissen wäre, fortwährend gestreichelt.

Die Hand dann in die Klammern seiner stählernen Hände ganz eingeschlossen.

Serafine trotzdem durchaus nicht ansehen gewollt. Obwohl ihm das Mädchen jetzt alle Aussicht Himmels und der Erde verstellte.

Hatte ihre Hand ganz sinnlos gepreßt, bis sie aufschrie.

Aufschrie mit einer süßen Stimme der Güte, die ihn doch nicht erwachen machte.

Hatte mit verschämtester Zärtlichkeit seiner jähen Züge, die Augen plötzlich kindlich verkniffen, den Mund wie schmollend verschoben, die Stimme winzig

klein und verstellt, das strähnumflatterte Ohr Serafines ganz nah an seinen Mund gezogen. Beständig nur flüsternd:

„Serafinlein . . . Duckmäuserlein . . . Honigblene . . . bunter Eidechse . . . kriechst mir ins Herz . . . oder ich dir . . . dulde mich doch . . . dulde mich doch!“

Nicht zärtlich und zierlich genug konnte es dem harten Wendolin klingen. So daß ihm die Seelenhaft und Beschämung noch vollends den Atem erstickte.

Da hatte auch Serafine weder den sinnlosen Handdruck, noch sonst etwas weiter Ables gefühlt.

Da war eine stumme Liebe über die Beiden auf der verwitterten Holzbant aus den hellen Birkenbüschen herabgefallen.

Sie hielten sich eng.

Nur den Wind hörte man lispeln und rieseln.

Auch geredet wurde kein Wort mehr.

Die Amsel auf der einsamen Tannenspitze hätte nicht mehr zu singen brauchen.

Die Lüfte fangen.

Die beiden saßen jetzt zum ersten Male in ihrem armen Menschenleben zettlos. Stumm. Feterlich. Zwecklos. Schamhaft. Stolz.

Ein Zauberring hielt sie.

Ein Zauberzweig hatte die beiden in eins verwandelt.

Nicht nahe. Ganz in sich.

Alle Dinge hingen nur lose in Himmel und Lüften.

Sie selber schienen ganz frei. Ihr Blut überfüllt nur von leichten Gefühlen.

Dann eine Strecke noch Hand in Hand. Wie Hänsel und Gretel, als die aus dem Hengenwalde den Heimweg suchten.

\* \* \*

Aber das volle Herz der schlanken, eben reissenden Serafine hatte der Mutter, wie nun die Sehnsüchte des Blutes ganz erwacht waren, in den kommenden Wochen nicht mehr vorzuenthalten gewagt, daß sie, wie sie es nannte, ein Verhältnis hätte.

Die Mutter Machol war eine Tyrannin.

Für sie gab es niemals groß Federlesen.

„Nichts wird!“ schrie sie. „Mag 's immer ein tüchtiger Bengel sein ... ein Laffe ist er ... einbildet sich der nach seiner Großtat wer weiß was ... ein dummer Laffe ist er ... wird dir Hans mit fünfzehn Jahren ein Kind machen ... Hiebe bestehst du ... jetzt geh mir ab ... wenn ich dich einmal mit diesem Kerle zusammen sehe, schlag ich dich tot.“

So hatte sie bei dem Geständnis Serafines sofort schon den hohen Ton angeschlagen.

Und weil Serafine zuerst Wendolin trotzdem nicht ließ, hatten die Nachbarn schon einmal gedacht, es gäbe einen Totschlag.

„Immer blute ...“ hatte die süchtige Machol geschrien, „damit deine alberne Frage dem Herrn Liebhaber noch besser gefällt!“

Es war etne Wut in diese kaum vierzigjährige Frau eingefahren.

Mager. Gelbsüchtig. Schwarzäugig: hatte sie es jeder Nachbarnsfrau schon seit drei Jahren hundertmal in die Augen gebrannt, daß ihr Mann sie betrogen und verlassen hätte.

Es tat ihr wohl, wenn Serafine das Leben auch nicht genösse.

„O, so ein Weib wie unsereins!“ konnte sie schrillen. „Ich hab's erfahren . . . ich weiß wohl, was so ein Mannsbild ist!“

Und sie steifte die Worte gewichtig:

„Dafür habe ich mir meine Tochter nicht erzogen, daß die mit einem solchen grünen Laffen herumhurlt!“

Und sie war schon mit einem Wittwer im Einvernehmen, der ein vierjähriges Kind hatte. Damit sie ihm die sanfte Serafine verkuppelte.

Serafine stand jetzt zwischen zwei Feuern.

Sie hätte sich in dieser Lage wie der Skorpion am liebsten gleich den Stachel des Todes in die eigene Hirnschale eingestoßen.

Sie hatte einen kindlichen Schrecken im Blute vor der Mutter.

Hatte auch schon ein paarmal hilflose Krügel Wendolin in die Hände gespielt:

„Daß er es ja wüßte! Daß es aus sein müßte! Der Tod wäre nicht schlimm. Und die Mutter würde schon sehen.“

Aber einmal, als Wendolin ruhelos durch die Nachtfelder irrte, war sie ihm abgehehzt zugelaufen.

Wendolin hatte schon tagelang auch keine Schicht mehr gemacht.

Da sah er sie zwischen den Schutthalden totenbleich und verlüdert vor sich. Wie irr. Und zum Letzten entschlossen.

So daß er das geängstigte Mädchen gleich nur in seine Arme fäh einschnürte.

Ihr alle Worte vom Munde ersticke.

Sie endlich in seinen Armen stille gemacht.

Und dann heimlich eine Ewigkeit hinging.

Diesen einen Augenblick geborgen von Wahn und Wirren im Schutze der Nacht.

Nicht mehr gescheucht von dem Irrsinn des Voneinandervertriebensseins.

Jetzt überrumpelt beide in jäher Liebes- und Leidenschaft. Und glücklich. Eins umklammert vom andern.

Traum oder Wahn oder letztes Besitzen.

\* \* \*

Da hatte die süchtige Machol ihre Tochter im grauen Morgen daheim schon mit der Kohlenschaufel in der geballten Faust erwartet.

War sinnlos über sie hergefallen. Im Hausflur. Auf den steinernen Treppen. Als Serafine empor-schlich.

„Du Hure!“ gelitten die Worte.



So daß alle Leute im Arbeitshause auch händel-  
ringend herzugelaufen.

Und man dann Serafine zur Mutter ins Stübel,  
und einen Tag später ins Krankenhaus hatte schaffen  
müssen.

\* \* \*

Als Wendolin alles genau hörte: und er forschte  
mit blutunterlaufenen Augen wie ein Spürhund:  
wußte er gleich auch mit aller Bestimmtheit, wie es  
noch weiter kommen mußte.

Er hatte ein ganz helles Gesicht davon.

Deswegen lungerte er auch die kommenden Tage  
nur wer weiß wo in der Gegend herum.

Vergeudete rücksichtslos noch vollends alle Erspar-  
nisse.

Und lauerte nur beständig in sich, wie vor Schaden-  
freude.

Die Birken wurden schon sommergrün.

Und nach zwei Wochen wurde der Tod Serafines  
wirklich ruckbar.

Wendolin war da gar nicht mehr bei sich. Er hatte  
nur einen einzigen Zwang, sich verkrampft irgend-  
wohin zu lauern.

Er verkroch sich wie ein zu Tode getroffenes Wild,  
das in der Einsamkeit sterben will.

Und starrte nur immer das Eine an: „mit ihr  
aus sein!“

Er lag Tage wie ein Irrsinniger in einem Stein-

bruch verborgen. Starr. So daß ein Hase ihn anroch.

Auch wie die Bergmusikanten mit aufdringlichem Tonschwall ihn zum ersten Male neu aufpeitschten — ganz in der tragischen Gebärde dieser Nachol, die die geliebte Tochter jetzt in der Ferne zu Grabe heulte — da kam in Wendolin keine Besinnung. Nur daß seine Zähne Augenblicke ungewollt aufeinander klirrten:

Erst bei der heimkehrenden Tanzmelodie, die über die Felder herüber trillerte, fuhr er auf und rannte schwankend vorwärts.

Direkt bis zum Grabe.

So daß den Totengräber zu grausen ansing.

Aber Wendolin schaufelte nur das Grab Serafines mit zu.

Und war wieder fort, ehe der alte, zitttrige Totengräber gewagt hatte, sich nach ihm umzusehen.

Frau Nachol war noch beim Totenbier.

Als sie gegen Abend heimkam, stand Wendolin bereits mit sprühenden Augen hochgerichtet wie vor etwas, was ihm nicht mehr entgehen dürfte.

Frau Nachol offenbar den bevorstehenden Eintritt in die verlassene Wohnung mit neuem Geheul vorbereitend. Und das zerknüllte Taschentuch an die Nase pressend.

Da schoß Wendolin kalt und sicher und ohne ein Wort. Und traf ihr Herz.

Dann schritt er, als wenn er auf Federn ginge. Jedenfalls richtig festerlich. Gewissermaßen, als wäre

jetzt die Mission erfüllt. Ohne sich noch um die Tote zu kümmern.

Und vor der Privatwohnung des Amtsvorstehers, weil das Amt schon geschlossen war, sagte er ganz frei:

„Ich heiße Wendolin Heide . . . ich habe die alte Machol niedergeschossen . . . ich habe meine Geliebte an dieser giftigen Schlange gerächt . . . jetzt bin ich natürlich für immer fertig!“

Und er lachte kurz.

Da hat man Wendolin Heide ohne Mühe ins Zuchthaus gebracht. Und zwei Jahre später ist der junge, stählerne Mensch im Zuchthaus an der Auszehrung gestorben.

Aus einem unveröffentlichten Band Erzählungen.

## Gustav Meyrink:

### J. H. Obereits Besuch bei den Zeit-egeln.

Mein Großvater liegt auf dem Friedhof des weltvergessenen Städtchens Runkel zur ewigen Ruhe bestattet. Auf einem dicht mit grünem Moos bewachsenen Grabstein stehen unter der verwitterten Jahreszahl, in ein Kreuz gefaßt und so frisch im Golde glänzend, als seien sie erst gestern gemeißelt worden, die Buchstaben:

V	I
V	O

„Vivo“ das heißt: „ich lebe“, bedeute das Wort, sagte man mir, als ich noch ein Knabe war und das erstemal die Inschrift las, und es hat sich mir so tief in die Seele geprägt, als hätte es der Tote selbst aus der Erde zu mir emporggerufen.

Vivo — ich lebe, — ein seltsamer Wahlspruch für ein Grabmal!

Er klingt heute noch in mir wider, und wenn ich daran denke, wird mir wie einst, als ich davor stand: ich sehe im Geiste meinen Großvater, den ich doch niemals im Leben gekannt, da unten liegen, unverfehrt, die Hände gefaltet und die Augen, klar und durchsichtig wie Glas, weit offen und unbeweglich. Wie einer, der mitten im Reiche des Moders unverweslich zurückgeblieben ist und still und geduldig wartet auf die Auferstehung.

Ich habe die Friedhöfe so mancher Stadt besucht: immer war es ein leiser, mir unerklärlicher Wunsch, auf einem Grabstein wieder dasselbe Wort zu lesen, der meine Schritte lenkte, aber nur zweimal fand ich dieses „vivo“ wieder, — einmal in Danzig, und einmal in Nürnberg. In beiden Fällen waren die Namen ausgetilgt vom Finger der Zeit, in beiden Fällen leuchtete das „vivo“ hell und frisch, als sei es selber voll des Lebens.

Von jeher nahm ich als erwiesen hin, daß, wie man mir schon als Kind gesagt, mein Großvater keine Zeile von seiner Hand hinterlassen habe, um so mehr erregte es mich, als ich vor nicht langer Zeit in einem versteckten Fache meines Schreibtisches, unseres alten Erbstückes, auf ein ganzes Bündel Aufzeichnungen stieß, die offenkundig von ihm geschrieben waren.

Sie lagen in einer Mappe, auf der der sonderbare Satz zu lesen stand: „Wie will der Mensch dem Tod entinnen, es sei denn, daß er nicht warte noch hoffe.“ Sofort flammte das Wort „Vivo“ in mir auf, das mich mein ganzes Leben hindurch wie ein lichter Schein begleitet hatte und nur wellenweis schlafen gegangen war, um, bald in Träumen, bald in Wachen, ohne äußeren Anlaß, wieder und wieder neu in mir zu werden. Wenn ich zuzeiten geglaubt, es könne Zufall gewesen sein, daß jenes vivo auf den Grabstein kam, — eine Inschrift, der Wahl des Pfarrers überlassen, — so wurde mir, als ich den Sinnspruch auf dem Buchdeckel gelesen, zu voller Gewißheit, es müsse sich dabei um eine tiefere Bedeutung handeln, um etwas, was vielleicht das ganze Dasein meines Großvaters erfüllt hatte.

Und was ich weiter las — in seinem Nachlaß — befestigte mich in meiner Ansicht von Seite zu Seite.

Es stand zu viel von privaten Beziehungen darin, als daß ich es fremden Ohren enthüllen dürfte, und so mag es genügen, daß ich flüchtig nur das berühre,

was zu meiner Bekanntschaft mit Johann Hermann Obereit führte und mit dessen Besuch bei den Zeit-egeln im Zusammenhang steht.

Wie aus den Aufzeichnungen hervorging, gehörte mein Großvater der Gesellschaft der „Philadelphischen Brüder“ an, ein Orden, der mit seinen Wurzeln zurückreicht bis ins alte Agypten und den sagenhaften Hermes Trismegistos seinen Begründer nennt. Auch die „Griffe“ und Gesten, an denen die Mitglieder einander erkannten, waren ausführlich erklärt. — Sehr oft kam der Name Johann Hermann Obereit, eines Chemikers, der mit meinem Großvater eng befreundet gewesen schien und in Runkel gelebt haben mußte, vor, und da es mich interessierte, Näheres über das Leben meines Vorfahren und die dunkle weltabgewandte Philosophie, die aus jeder Zeile seiner Briefe sprach, zu erfahren, beschloß ich nach Runkel zu reisen, um dort zu erkunden, ob nicht vielleicht Nachkommen des erwähnten Obereit existierten und eine Familienchronik vorhanden sei. — — — — —

Man kann sich nichts Traumhafteres denken als jenes winzige Städtchen, das wie ein vergessenes Stück Mittelalter mit seinen krummen, totenstillen Gassen und dem grasdurchwachsenen buckligen Pflaster zu Füßen des Bergschlosses Runkelstein, dem Stammsitz der Fürsten von Wied, unbekümmert den gellenden Schrei der Zeit verschläft.

Schon am frühen Morgen zog es mich hinaus zu dem kleinen Friedhof, und meine ganze Jugend

wachte wieder auf, wie ich in dem strahlenden Sonnenschein von einem Blumenhügel zum andern schritt und mechanisch die Namen derer von den Kreuzen ablas, die dort unten schlummerten in ihren Särgen.

Von weitem erkannte ich an der funkelnden Inschrift den Grabstein meines Großvaters.

Ein alter Mann mit weißem Haar, bartlos, die Züge scharf geschnitten, saß davor, den Elfenbeingriff seines Spazierstocks ans Kinn gedrückt, und blickte mich mit merkwürdig lebhaften Augen an, wie jemand, bei dem die Ähnlichkeit eines Gesichtes allerlei Erinnerungen weckt.

Altmodisch gekleidet, fast in Biedermeiertracht, mit Batermördern und schwarzseidner breiter Halsbinde, sah er aus wie ein Ahnenbild aus längst vergangener Zeit.

Ich war über seinen Anblick, der ganz und gar nicht in die Gegenwart paßte, dermaßen erstaunt und hatte mich überdies so vergrübelt in all das, was ich dem Nachlaß meines Großvaters entnommen, daß ich, mir kaum bewußt, was ich tat, halblaut den Namen „Oberett“ aussprach.

„Ja, mein Name ist Johann Hermann Oberett,“ sagte der alte Herr, ohne sich im geringsten zu wundern.

Mir verschlug es fast den Atem, und was ich im Verlauf des sich entwickelnden Gespräches noch weiter erfuhr, war ebenfalls nicht danach angetan, meine Überraschung zu vermindern.

Es ist an sich kein alltäglicher Eindruck, einen Menschen vor sich zu haben, der nicht viel älter scheint, als man selbst ist, und doch anderthalb Jahrhunderte gesehen hat: — ich kam mir vor wie ein Jüngling trotz meiner schon weißen Haare, als wir nebeneinander hergingen und er mir von Napoleon und andern geschichtlichen Persönlichkeiten, die er gekannt, erzählte, wie man von Leuten spricht, die erst vor kurzem gestorben sind.

„In der Stadt gelte ich als mein eigener Enkel,“ sagte er lächelnd und deutete auf einen Grabstein, an dem wir vorüberkamen und der die Jahreszahl 1798 trug, „von Rechts wegen sollte ich hier begraben liegen; ich habe das Todesdatum draufschreiben lassen, denn ich wünsche nicht, von der Menge als moderner Methusalem angestaunt zu werden. Das Wort ‚Vivo‘“ fügte er bei, als habe er meine Gedanken erraten, „kommt erst hinzu, wenn ich wirklich tot bin.“ — —

Wir schlossen bald enge Freundschaft, und er bestand darauf, daß ich bei ihm wohnte.

Wohl ein Monat war verflossen und oft saßen wir bis tief in die Nacht in angeregter Unterhaltung beisammen, aber immer lenkte er ab, wenn ich die Frage stellte, was wohl der Satz auf der Mappe meines Großvaters: „Wie will einer dem Tod entrinnen, es sei denn, daß er nicht warte noch hoffe,“ bedeuten möge: eines Abends jedoch, — der letzte, den wir zusammen verbrachten (das Gespräch kam auf die



alten Hexenprozesse, und ich vertrat die Ansicht, es müsse sich in solchen Fällen wohl nur um hysterische Frauenzimmer gehandelt haben), — unterbrach er mich plötzlich: „Sie glauben also nicht, daß der Mensch seinen Körper verlassen kann und, sagen wir mal, nach dem Bloßberg reisen?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Soll ich es Ihnen vormachen?“, fragte er kurz und sah mich scharf an.

„Ich gebe gern zu,“ erklärte ich, „daß die sogenannten Hexen durch den Gebrauch gewisser narkotischer Mittel in einen Zustand der Entrückung gerieten und felsenfest glaubten, auf einem Besen durch die Luft zu fliegen.“

Er dachte eine Weile nach. „Freilich, Sie werden immer sagen, auch ich bilde es mir nur ein“ — erwog er halblaut und versank wieder in Nachsinnen. Dann stand er auf und holte vom Bücherbord ein Heft. „Aber vielleicht interessiert es Sie, was ich hier niedergeschrieben habe, als ich vor Jahren das Experiment machte? Ich muß vorausschicken, ich war damals noch jung und voller Hoffnungen“ — ich sah an seinem versinkenden Blick, daß sein Geist zurückwanderte in ferne Zeiten — „und glaubte an das, was die Menschen das Leben nennen, bis es dann Schlag auf Schlag kam: ich verlor, was einem auf Erden lieb sein kann, mein Weib, meine Kinder, — alles. Da führte mich das Schicksal mit Ihrem Großvater zusammen und er lehrte mich verstehen,

was Wünsche sind, was Warten ist, was Hoffen ist, wie sie miteinander verflochten sind, und wie man diesen Gespenstern die Maske vom Gesicht reißt. Wir haben sie die ‚Zeit-egel‘ genannt, weil sie, wie die Blutegel das Blut, uns die Zeit, den wahren Saft des Lebens, aus dem Herzen saugen. Hier in diesem Zimmer war's, da lehrte er mich den ersten Schritt auf den Weg tun, auf dem man den Tod besiegt und die Vipern der Hoffnung zertritt. — — — Und dann“ — er stockte einen Augenblick — „ja — und dann bin ich geworden wie Holz, das nicht fühlt, ob man es streichelt oder zersägt, ins Feuer oder ins Wasser wirft. Mein Inneres ist leer seitdem, ich habe keinen Trost mehr gesucht. Habe keinen mehr gebraucht. Wofür hätte ich ihn suchen sollen? Ich weiß: ich bin, und jetzt erst lebe ich. Es liegt ein feiner Unterschied zwischen: ‚ich lebe‘ und ‚ich lebe‘.“

„Sie sagen das alles so einfach, und es ist doch furchtbar!“ fiel ich erschüttert ein.

„Es scheint nur so,“ beruhigte er mich lächelnd; „es strömt ein Glücksgefühl aus der Unbeweglichkeit des Herzens, das Sie sich nicht träumen lassen. Es ist wie eine ewige süße Melodie, dieses ‚ich bin‘, die nie mehr erlöschen kann, wenn sie einmal geboren ist, — weder im Schlaf, noch, wenn die Außenwelt wieder aufwacht in unsern Sinnen, noch auch im Tod. — — — Soll ich Ihnen sagen, warum die Menschen so früh sterben und nicht

1000 Jahre leben, wie's in der Bibel steht über die Patriarchen? Sie sind gleich den grünen Wassertrieben eines Baumes, — sie haben vergessen, daß sie zum Stamme gehören, darum verwelken sie im ersten Herbst. Doch ich wollte Ihnen erzählen, wie ich das erstemal meinen Körper verließ.

Es gibt eine uralte verborgene Lehre, so alt wie das Menschengeschlecht, sie hat sich vererbt von Mund zu Ohr bis heutigentags, aber nur wenige kennen sie. Sie zeigt uns die Mittel, die Schwelle des Todes zu überschreiten, ohne das Bewußtsein zu verlieren, und wem es gelingt, der ist von da an Herr über sich selbst: — er hat ein neues Ich erworben und was ihm bis dahin als „Ich“ erschienen, ist nur mehr ein Werkzeug, so wie jetzt Hand oder Fuß unsere Werkzeuge sind.

Herz und Atem stehen still wie bei einer Leiche, wenn der neuentdeckte Geist auszieht, — wenn wir, wegwandern, wie die Israeliten von den Fleischtöpfen Ägyptens, und zu beiden Seiten die Wasser des Roten Meeres stehen wie Mauern.' Lange und viele-mal mußte ich es üben unter namenlosen, zermürbenden Qualen, bis es mir endlich gelang, mich vom Leibe loszulösen. Anfangs fühlte ich mich schweben, so wie wir wohl im Traume zuweilen glauben fliegen zu können, — mit angezogenen Knien und ganz leicht, — aber plötzlich trieb ich in einem schwarzen Strom dahin, der von Süden nach Norden floß, — wir nennen es in unserer Sprache das Aufwärts-

fließen des Jordan, — und sein Brausen klang wie das Rauschen des Blutes im Ohr. Viele aufgeregte Stimmen, deren Urheber ich nicht sehen konnte, schrien mich an, ich solle umkehren, bis mich ein Zittern befiel und ich in dumpfer Angst einer Klippe zuschwamm, die vor mir auftauchte. Im Mondlicht sah ich ein Geschöpf dortstehen, so groß wie ein halbwüchsiges Kind, nackt und ohne die Merkmale männlichen oder weiblichen Geschlechtes, es hatte ein drittes Auge auf der Stirn wie der Polyphem und deutete regungslos in das Innere des Landes.

Dann schritt ich durch ein Dickicht dahin auf einem glatten, weißen Wege, doch ich spürte den Boden mit meinen Füßen nicht, und auch, wenn ich die Bäume und Sträucher ringsum berühren wollte, konnte ich ihre Oberfläche nicht greifen: immer lag eine dünne Schicht Luft dazwischen, die sich nicht durchdringen ließ. Ein fahler Glanz wie von faulem Holz bedeckte alles und machte das Sehen deutlich. Die Umrisse der Dinge, die ich wahrnahm, schienen locker, molluskenartig aufgeweicht und wunderbar vergrößert. Junge federlose Vögel mit runden frechen Augen hockten feist und gedunsen gleich Mastgänsen in einem riesigen Nest und kreischten auf mich herab, eine Rehkitz, kaum noch fähig zu laufen und doch schon so groß wie ein völlig entwickeltes Tier, saß träge im Moos und drehte, fett wie ein Mops, schwerfällig den Kopf nach mir.

Eine krötenhafte Faulheit in jedem Geschöpf, das mir zu Gesichte kam.

Allmählich ging mir die Erkenntnis auf, wo ich mich befand: In einem Land, so wirklich und wahrhaftig wie unsere Welt und dennoch nur ein Widerschein von ihr: in dem Reich der gespenstischen Doppelgänger, die sich von dem Mark ihrer irdischen Urformen nähren, sie ausplündern und selber ins Ungeheure wachsen, je mehr sich jene verzehren in vergeblichem Hoffen und Harren auf Glück und Freude. Wenn auf der Erde jungen Tieren die Mutter weggeschossen wird, und sie voll Vertrauen und Glauben auf Nahrung warten und warten, bis sie in Qualen verschmachten, entsteht ihr gespenstisches Ebenbild auf dieser Geisterinsel und saugt wie eine Spinne das versickernde Leben der Geschöpfe unserer Erde in sich: die im Hoffen entschwindenden Kräfte des Daseins der Wesen werden hier Form und wucherndes Unkraut, und der Boden ist geschwängert von dem düngenden Hauch einer erwarteten Zeit.

Und wie ich weiterwanderte, kam ich in eine Stadt, die voller Menschen war. Viele von ihnen kannte ich auf Erden, und ich erinnerte mich ihrer zahllosen fehlgeschlagenen Hoffnungen und wie sie von Jahr zu Jahr gebeugter gingen und doch die Vampire, — ihre eigenen dämonischen Iche, — die ihnen das Leben und die Zeit fraßen, sich nicht aus dem Herzen reißen wollten. Hier sah ich sie zu schwammigen Scheusalen aufgebläht, mit dickem Wanst, die Augen

stier und gläsern über den speckverquollenen Wangen, umherschwabbern.

Aus einem Bankladen mit dem Aushängeschild

Wechselstube Fortuna

Jedes Los gewinnt den Haupttreffer

drängte Kopf an Kopf eine grinsende Menge, Säcke von Geld hinter sich herschleifend, die wulstigen Lippen in sattem Schmahen verzogen: die zu Fett und Gallert gewordenen Phantome aller derer, die auf Erden dahinstechen in unstillbarem Durst nach Spielergewinn.

Ich trat in eine tempelartige Halle, deren Säulen bis zum Himmel ragten; darin saß auf einem Thron aus geronnenem Blut ein Ungeheuer mit Menschenleib und vier Armen, die gräßliche Hyänen Schnauze triefend vor Geißer: der Kriegsgott wilder afrikanischer Stämme, die in ihrem Aberglauben Opfer darbringen, um den Sieg über die Feinde zu erflehen.

Voll Entsetzen floh ich aus dem Dunstkreis der Verwesung, der die Stätte erfüllte, zurück in die Straßen und blieb voll Staunen vor einem Palast stehen, der an Pracht alles übertraf, was ich jemals gesehen. Und doch kam mir jeder Stein, jeder First, jede Treppe so seltsam bekannt vor, als hätte ich in Phantasien einst selber all das erbaut.

Als sei ich unumschränkter Herr und Besitzer des Hauses, stieg ich die breiten Marmorstufen empor, da

laß ich auf einem Türschilde — meinen eigenen Namen:

Johann Hermann Oberett.

Ich trat ein und sah mich selbst im Purpur an einer prunkvollen Tafel sitzen, von tausend Slavinnen bedient, und ich erkannte in ihnen alle die Frauen wieder, die im Leben meine Sinne erfüllt hatten, wenn auch manche nur für einen flüchtigen Augenblick.

Ein Gefühl unbeschreiblichen Hasses befiel mich bei dem Bewußtsein, daß jener — mein eigener Doppelgänger — hier schwebte und pragte, seit ich lebte, und daß ich selber es gewesen war, der ihn ins Dasein gerufen und mit Reichtum beschenkt hatte, indem ich mir die magische Kraft meines Ichs in Hoffen, Ersehnen und Warten aus der Seele entströmen ließ.

Mit Schrecken wurde ich mir klar, daß mein ganzes Leben nur aus Warten in jeglicher Form bestanden hatte und nur aus Warten — aus einer Art unaufhörlichen Verblutens, — und daß die gesamte Zeit, die mir übriggeblieben war zum Empfinden von Gegenwart, kaum nach Stunden zählte. Wie eine Seifenblase zerplatzte vor mir, was ich bis dahin für den Inhalt meines Lebens gehalten. Ich sage Ihnen, was wir auch auf Erden vollbringen, immer gebiert es ein neues Warten und ein neues Hoffen; das ganze Weltall ist getränkt von dem Pesthauch des Absterbens einer kaum geborenen

Gegenwart. Wer hätte nie die entnervende Schwäche gefühlt, die uns befällt, wenn wir im Wartezimmer eines Arztes, eines Advokaten, einer Amtsstube sitzen? Was wir Leben nennen: es ist der Wartesaal des Todes. Plötzlich begriff ich — damals — was die Zeit ist: Wir selbst sind Gebilde, aus Zeit gemacht, Leiber, die Stoff zu sein scheinen und nichts anderes sind als geronnene Zeit.

Und unser tägliches Hinwelken dem Grabe entgegen, was ist es denn sonst als Wiederum-zu-Zelt-Werden unter der Begleiterscheinung des Wartens und Hoffens, — so, wie Eis auf dem Ofen unter Zischen wiederum zu Wasser wird!

Ich sah, daß ein Beben die Gestalt meines Doppelgängers durchlief, als diese Erkenntnis in mir wach wurde, und daß Angst sein Gesicht verzerrte. Da wußte ich, was ich zu tun hatte: kämpfen bis aufs Messer mit jenen Phantomen, die uns aussaugen wie Vampire.

Oh, sie wissen genau, warum sie den Menschen unsichtbar bleiben und sich vor ihren Blicken verbergen, diese Schmarotzer an unserem Leben, auch des Teufels größte Gemeinheit ist, daß er so tut, als ob er nicht existiere. Und seitdem habe ich die Begriffe „Warten und Hoffen“ für immer ausgerottet aus meinem Dasein.“

„Ich glaube, Herr Oberst, ich würde zusammenbrechen schon beim ersten Schritt, wenn ich den schrecklichen Weg gehen wollte, den Sie gegangen



sind," sagte ich, als der Alte schwieg; „ich kann mir wohl denken, daß man durch unausgesetzte Arbeit das Gefühl des Wartens und Hoffens in sich betäuben kann; dennoch — — — — —“

„Ja, aber nur betäuben! Innerlich bleibt das ‚Warten‘ lebendig. Sie müssen das Beil an die Wurzel legen!“ unterbrach mich Oberett. „Werden Sie wie ein Automat hier auf der Erde! Wie ein Scheintoter! Greifen Sie nie nach einer Frucht, die Ihnen winkt, wenn auch nur das geringste Warten damit verbunden ist, rühren Sie keine Hand, und alles wird Ihnen reif in den Schoß fallen. Anfangs ist's wohl wie ein Wandern durch trostlose Wüsten, oft lange Zeit, aber plötzlich wird rings um Sie her eine Helle sein, und Sie werden alle Dinge, die schönen und die häßlichen, in einem neuen, ungeahnten Glanze sehen. Dann gibt's kein ‚Wichtig‘ mehr für Sie und kein ‚Unwichtig‘, jedes Geschehnis wird gleich ‚wichtig‘ sein und gleich ‚unwichtig‘, und dann werden Sie im Drachenblut gehörnt sein wie Siegfried und von sich sagen können: ich fahre hinaus ins uferlose Meer eines ewigen Lebens mit schneeweißem Segel.“

— — — — —

Es waren die letzten Worte, die Johann Hermann Oberett zu mir gesprochen; — ich habe ihn nicht mehr wiedergesehen.

Viele Jahre sind inzwischen verflossen, ich habe mich bemüht, so gut ich konnte, der Lehre zu folgen,

die Oberkeit mir gab, aber das Warten und Hoffen will nicht aus meinem Herzen weichen.

Ich bin zu schwach, das Unkraut auszureißen, und wundere mich auch nicht mehr, daß unter den zahllosen Grabsteinen auf den Friedhöfen so selten einer die Inschrift trägt:



Aus dem Gesichtsensbuch: „Fledermäuse“.

## Max Brod: Das Ballettmädchen.

Albrecht Blank hatte das Unglück, als kaum Zwanzigjähriger seinen Vater zu verlieren. Mit einem Schlag sah er sich im Besitz eines Millionenvermögens, zum unumschränkten Leiter einer der größten Textilfabriken in Brünn bestellt und auch zum Herrn im Hause, denn den schwächlichen Vormund wies er bald aus dem Gehege und die Mutter mit seinen drei jüngeren Schwestern ordnete sich ihm als dem einzigen Arbeitenden der Familie in der natürlichsten Weise unter.

Er war durch theoretische und tätige Studien zu eben diesem Berufe eines Großfabrikanten bereits so weit ausgezogen, daß er das Regiment sofort übernehmen konnte. Eine Zeitlang führte er es in kluger Ausnützung seines Prokuristen und seiner Werkmeister

wie einen Versuch, eine Lernzeit, eines Tages aber richtete er sich gleichsam in plötzlicher Uberrumpelung einer Staatsverfassung auf und saß, von allen bewundert, als der rechtmäßige Gebieter an seinem Schreibtisch.

Mit seinen gesunden, noch durch nichts angerissenen Nerven, seinem blühenden Körper und seiner stets bereiten Schlagkraft der Seele war er ein Vorbild an Arbeitsfähigkeit und Energie. Er verstand es, alles diesem obersten Ziel, der Arbeit, unterzuordnen, und da er erkannt hatte, daß seine Leistungen von seinem Befinden abhängen, wurde ihm dieses Befinden mit trockener Selbstverständlichkeit zu der ersten und einzigen Wichtigkeit der Welt. Er arbeitete von früh bis Abend, schonte sich nicht, zum Entgelt mußte aber rings um ihn alles seiner Bequemlichkeit dienen, und die kostbarste Sache, die seine Gesundheit, Erholung, gute Laune nur um ein geringes steigern konnte, wurde augenblicklich in seinen Dienst gestellt. Er teilte die Geschäftsleute ein in solche, die sparen wollen, und solche, die viel verdienen wollen. Wer viel verdienen will, darf nicht sparen. Und mit diesen hielt er's. Er verschwendete, kannte für seine Person keine finanzielle Grenze des Komforts und der Eleganz, dabei wußte er aber eben, daß diese seine Person so wertvoll war, mit einem Blichwort, einem Brief Zehntausende ins Rollen zu bringen. Da er von keinem Vorurteil behindert, auch der übertriebenen Rechenwut und Zukunftsangst älterer Großkaufleute ledig

war, konnte seine Jugend den Typ des amerikanisierten modernen Menschen, wie er wohl auch den traditionellen und beirrten Gemütern seiner Kreise in aufrichtigeren Stunden als Ideal vorschwebt, ganz rein darstellen. Seine Tageseinteilung verdient, beschrieben zu werden:

Wenn er sich früh beim zart-eindringlichen Zeichen der Taschenuhr erhob, hatte der Diener schon alles zur Kleidung Gehörige bereitgelegt und sprang herzu, der Friseur wartete im Nebenzimmer, das Stubenmädchen legte die Brotschnitten in den Toaster, der auf dem Frühstückstisch stand, und schaltete ihn an die elektrische Leitung. Alles ging schnell und ohne Hast, denn das Unberührbarste auf Erden mußte die Zeit des gnädigen Herrn sein. Das Auto führte ihn dann, während er die Zeitung las, im schnellsten Tempo in den Park, wo an der bezeichneten Stelle bereits ein Diener mit dem Reitpferd wartete. Nach einigen Runden in den Alleen ging es per Auto in die Fabrik. Von Morgenluft und Beweglichkeit noch durchströmt, überlief Albrecht die bereitliegende Korrespondenz, diktierte die Antworten in den Parlograph, der auf ein Klingelzeichen geholt und im Kontor abgehört wurde. Noch in Reitstiefeln, sporenklirrend, begab sich der Chef in die Fabrikräume, empfing Berichte, gab kurze Befehle, prüfte Ausführungen. Er war nicht unmenschlich gegen die Arbeiter, im Gegenteil, er bewilligte alles, was ihm nach seinen Kalkulationen billig und möglich er-

schaften. Darüber hinaus aber gab es keine Verhandlung, ja er tat auch Bitten, die er bewilligte, nur in striktester Form ab und setzte abschlägigen Antworten keine Phrase der Milderung bei. Sein Kopf wie seine Arbeitszeit mußten für das Große neuer Organisationen und Pläne frei bleiben. So lag auch sein Bureau hinter einem Wall von Vorzimmern und Vorbureaus, nur die Berufensten konnten bis zu ihm vordringen, alles andere wurde durch die Beamten und Oberbeamten ferngehalten, und auch die angesehensten Geschäftsleute waren mittels einer Inschrift im Warteraum, deren Kühnheit durch ihre Originalität möglich gemacht wurde (sie empfahl kurzgefaßte Äußerung aller Anliegen), im Zaum gehalten. Natürlich wurde auch telephonisch niemand mit dem Chef direkt verbunden. Kam aber ein Privatbesuch, so legte Albrecht mit vollendeter Präzision den Geschäftsmann ab und hatte plötzlich Zeit, so viel man wollte. Er empfing in einem eigenen Salon neben seinem Arbeitszimmer, plauderte, paßte mit dem Gast um die Wette seine Flor del Zumar, ins rote Leder der Klubfauteuils versenkt oder über die zwanzig Seidenkissen des Diwans hingestreckt, er lachte, er hörte auf das anmutigste zu, — denn diese Illusion einer endlosen Muße, dieses radikale unbekümmerte Ausspannen gehörte eben mit in die Ökonomie seines Arbeitslebens, war als kräftigste Erholung und Anlauf zu neuen Sprüngen mit eingerechnet. Zu demselben Zweck hatte er neben dem Kontor ein Badezimmer

für sich, in das er oft mitten aus Diskussionen und Entwürfen verschwand, um bald darauf nach Parma-  
veillen duftend und gefeilt wieder unter seinen Leuten  
zu erscheinen. Auch einen Tennisplatz hatte er sich  
neben den Fabrikhof gebaut, wo er nach langen  
Sitzungen ein paar Bälle mit einem Trainer wechselte.  
So vergingen seine Tage, unzählige Arbeitsstunden  
intensiv ausgenutzt, luxuriös, doch eigentlich ohne  
Überfluß, denn alles zielte zweckmäßig auf Elastizität  
und Anstrengungen hin, so daß jede abseits führende  
Bewegung, ja jedes unnütze Wort verpönt war.  
Abends nach heißem Kampf sah er natürlich auf die  
Vergnügungen einer Kleinstadt verachtungsvoll herab.  
Wollte er sich amüsieren, so fuhr er nach Wien, wo  
er eine eigene Wohnung und einen angenehmen auf-  
regungslosen Verkehr in Offizierskreisen hatte. Reisen  
überhaupt, auch die größten, scheute er niemals, sie  
gehörten zum Geschäft, sie brachten ihn, oft nur auf  
wenige Tage, nach London oder Paris, und da sie  
regelmäßig große Abschlüsse zustande brachten, ließ  
Albrecht bei solchen Schnellzugsausflügen womöglich  
noch mehr Geld als zu Hause aufgehen; er brachte  
ja die höchsten Kosten hundertfach herein.

In Wien lernte er durch gefällige Freunde die  
Wlasta Muhr kennen, eine hübsche Ballettfigurantin  
der Oper. Als er sie aus dem Weinrestaurant in  
seine Wohnung führte, ließ sie das Auto unterwegs  
plötzlich stoppen und stieg aus, nur um an die Türe  
eines verrufenen Hauses zu springen und mit aller

Kraft „Brigade!“ hineinzuschreiten. Dann lief sie lachend ins Auto zurück und ermahnte zu schnellster Fahrt. Es stellte sich schlicht heraus, daß dies eine ihrer Lebensgewohnheiten und unbedingtes Bedürfnis war: prostituierte Mädchen, die sie aus dunklen Gründen unsäglich verachtete, zu beschimpfen, und eben dieses Schimpfwort „Brigade“ hatte ihr Gefühl hierfür sich ausgedacht. — Doch weniger diese Besonderheit beschäftigte Albrecht in dieser Nacht, als die Tatsache, daß überhaupt jemand gewagt hatte, sein Auto anzuhalten, ihn bei einem Geschäft — denn nur als solches kannte er bis dahin die Liebesangelegenheiten — zu unterbrechen und um Zeit zu bringen. Gerade dieses kleine Ereignis machte ihn auf Wlasta aufmerksam, die sich im übrigen vor seinen bisherigen, stets sehr flüchtigen Verhältnissen wenig auszeichnete. Er begann sie auszufragen, sie interessierte ihn. — Doch kannte er sich zunächst in ihr gar nicht aus. Noch nie hatte er ein so schleuderhaftes unbestimmtes Wesen aus der Nähe betrachtet, es war ihm einfach unverständlich, wie man nichts tun, aber auch nichts erwarten, sich an nichts erinnern und nichts bedauern konnte. Sie schien ihm, vollkommen leer, auch in einem luftleeren Raume zu hängen, infolge der inneren und äußeren Leere als unregelmäßiges Pendel hin und her zu schwingen. Sagte sie ihm etwas, so gab er sich zwar den Anschein, als denke er über das Gesprochene nach oder an seine Antwort, in Wirklichkeit aber überlegte er nur, woher, aus welchem

inneren Druck, da doch kein Inneres war, die Worte ihr überhaupt bis an die Lippen steigen konnten. Allmählich nur gewöhnte er sich an sie und fand das hübsche Ding doch wieder in einer Art von Ordnung und Gesetz beschlossen, die freilich, von ihm aus gesehen, die pure Unordnung war, aber doch wenigstens nicht mehr ganz unsinnig und ohne Gewicht erschien. . . . Sie stammte aus irgendeinem vertrackten Winkel Mährens, wo deutsches, slawisches und ungarisches Blut durcheinanderfloß. Geprügelt, auf die Weide geschickt, jung verführt, nach Wien gelaufen: mehr wußte sie nicht und wollte sie auch nicht wissen. Hier und da fielen ihr ihre Schulden ein, sie konnte aber nicht genau sagen, wofür. In dieser Beziehung verließ sie sich ganz auf den Gerichtsboten, der pfänden kam. Manchmal tauchten in ihren Reden Geschwister auf, genaue Auskunft konnte sie nicht geben. Gestern hatte sie im Prater einen schönen Ring verloren. Daß man das auf der Polizei meldet, war ihr unbekannt, aber auch aufgeklärt tat sie nichts Weiteres, als daß sie zwei Tränen wie auf das Grab dieses Ringes niederfallen ließ. Wozu sie lebte, wußte sie nicht. Was so rundherum geschah, war ihr gleichgültig, mit Ausnahme eines gewissen Taumels, den sie scheinbar wahllos um irgendeine Begebenheit schlug, mit viel Geschrei, aber einer Lässigkeit oder gar Faulheit auf dem Grunde, die bald auch an die Oberfläche, wie Blut wohligh ihr in das Gesicht stieg und aus allem einen dicken Traum machte. So verbrachte



sie denn, die lästigen Proben abgerechnet, den ganzen Tag im Bett, schlief oder gähnte, zu den Mahlzeiten aber ließ sie sich von der Wirtin energisch wecken, denn auf das gute Essen verzichtete sie nicht. Gegen Abend las sie, immer noch im Bett, Operettentexte, denn sie hatte ein schlechtes Gedächtnis und mochte gern zuweilen ein Liedchen mit den richtigen Worten vor sich hinsummen, das freute sie. Sie wurde frisch und straff bei dieser Lebensweise. Abends tanzte sie nämlich, nicht gerade mit Kunst, aber temperamentvoll, das angelegte Bett sofort wieder herunter. Aber erst nach der Vorstellung ließ sie wie eine lange festgehaltene Spiralfeder ihre gesammelten Kräfte loschnurren, wenn sie nun mit Kavaliern (in letzter Zeit stets an der Seite Albrechts) durch die Kabarettis und Weinlokale zog und ihrem quacksilbernen Wahnsinn, den ein großer Schwips kaum mehr steigerte, die Freiheit gab. Da war mit einem Male für ihr Geplapper kein Zusammenhang unerreichbar, alles wußte sie und alles schleppte sie gehäuft in einem Wirbel sinnloser Witzworte, wie ihre Tanzschleppe gedreht, hinter sich her. Sie lachte, sie preßte immer wieder die Hand fest auf den Mund, um ein Wörtchen zurückzuhalten und nur in sich hinein zu flüstern, sie bog den Oberkörper und verschluckte es tief, während oben auf den Wangen schon das nächste Lachen vorwärtsbrannte. Ohne Maß war alles, was sie tat, selbst die einfache Bewegung, mit der sie ein Streichholz reichte und knapp vor der wartenden Zigarette

durch ein Fingerschnalzen auszulöschen wußte, hatte etwas Verrücktes und Räubermäßiges. Und wie sie irgend ein Wort aufgriff, das im ernsteren Gespräch ihrer männlichen Gesellschaft gefallen war und nun als Refrain die ganze Nacht hindurch tothetzte, wie sie etwa, man hatte von irgendeinem Protest geredet, den Kellner mit „Protest“ anschrte und die Passantinnen auf der Kärntner Straße wütend mit „Protest“ erschreckte und, betrat man ein Kaffeehaus, sofort ans Büfett eilte, dort ihre kleine weiße fleischige Faust auf den Tisch schlug und „Protest, Protest, Protest“ den farbigen Likörflaschen und der entsetzten Dame quetschend zuschwor, um sich dann ihren Begleitern zuzuwenden und einem nach dem andern um den Hals zu fallen, weinend vor Seligkeit über ihren guten Einfall! Und „Protest“ brüllte sie, wenn man sie draußen auf der Gasse nach ihrem Wunsch um die Taille festhielt, damit sie die Beine, wie sie es gelernt hatte, hoch emporschlagen konnte mit gereckten Fußspitzen und, wenn sie im Bett lag, war sie imstande, dem Geliebten immer noch „Protest“ ins Ohr zu kichern und zu küssen.

Ihre Ausgelassenheit tat dem strengen jungen Mann wohl. Aber dann kamen plötzlich Tage, an denen sie melancholisch war. Ohne ersichtlichen Grund. Sie hatte dann etwas Sanftes in ihrem Wesen, sie schwieg gern und schien über etwas nachzudenken, aber, wenn man sie ausfragte, hatte sie nur an einen alten Hut gedacht oder, ob die Mizzi, ihre Freundin heute nach-

mittag mit ihr spazieren gehen werde. Wenn sie dann mit einem schwermüthigen Lächeln diese, wie es offenbar war, für sie höchst niederdrückenden Überlegungen von sich schob, war sie wirklich schön, wie gänzlich aufgelöst in Kämpfen und Sorgen, mit den ernstesten großen Augen einer jungen Mutter. Albrecht suchte sie zu trösten, er beschäftigte sich immer angelegentlicher mit ihr, es reizte ihn, daß es da etwas gab, was er mit all seinem Zweckeifer und mit seinen Geldmächten nicht aufzulösen vermochte. Dabei war ihre Traurigkeit nicht Laune oder Unart, man bemerkte vielmehr deutlich, wie sie ihrem Gaste gefällig sein und Späße machen wollte, aber es gelang nicht, in ihrer Seele gingen Regengüsse nieder und so war sie redlich verrostet und verstimmt. Sie pflegte sich dann zu verantworten: „Ich bin halt heut mit dem linken Fuß aufgestanden!“ und küßte ihn wie zur Entschuldigung. Er war von Zärtlichkeit so bewegt, daß er ans Fenster treten mußte. Irgendwoher, aus fremden Richtungen der Windrose, hatte ein Unendliches ihn angeweht, er fühlte, wie fern und fremd ihm zur Seite dieses unschuldige bewußtlose junge Leben war, dieses Händchen an seinem Arm faßte wie aus den dumpfen Gestrüppen eines Urwaldes hervor, in dem auch er vielleicht einmal (Spiele der Knabenzeit fielen ihm ein, Indianerbücher, eine Fregatte mit ihren Wimpeln, braune, nackte, wilde Leute im Ufergras) in dem auch er seine Heimat gehabt hatte. Aber nun war alles ausgerodet und geebnet,

in der Lichtung wohnte er — und er war auch stolz genug, nicht mehr zurück zu wollen; nur einen Blick in diese träumerische Welt noch offen haben, das wollte er, und allmählich war es ihm, als verstünde er das arme Ballettmädel durchaus und als sei er verliebt in ihren Leichtsinn, gerade in den, und mochte sie ächzend zu Hause faulenzgen oder Sektgläser an die Decke schmettern, etwas Edles fand er darin, daß sie immer Zeit hatte, nichts ausnützte und nichts verstand, nie von irgendwem etwas erreichen wollte und einer kindlichen Gottheit gleich in ihrem Nichtstun und Hingetribensein, in ihrer bald übermütigen, bald schmerzlichen Sinnlosigkeit.

Da sie bald darauf ihre Stellung verlor, nahm er sie ganz zu sich. Sie hatte auf der Bühne, da sie ihn in seiner Loge bemerkte und zum Lachen bringen wollte, als Palmenträgerin in der Prozession oder gar als feierlicher Engel längs eines Palmenzweiges die unanständigen Bewegungen einsamer Knaben nachgeahmt. Man hatte den Skandal gesehen und entließ sie sofort.

„Revolutioniere nur du“, dachte er beifällig, „auf deine Art. Ich kann ja nichts machen, ich bin in mein System eingespannt und muß stupid weiterarbeiten“. Da nahm er sie auf eine Reise mit. Sie sahen Luzern, Lugano, Bellagio, Wlasta wurde nicht müde, die grüne Farbe der Seen anzustaunen. In Mailand unterließ sie es nicht, ihren Kampfruf „Brigade“ in das Palais „Al vero Eden“, dessen Be-

stimmung sie augenblicklich durchschaute, hineinzuschleudern. Dann aßen sie viel Obst in der Provence, badeten in San Sebastian und kehrten zurück. Albrecht war die ganze Zeit über glücklicher als je in seinem Leben.

Er vernachlässigte sein Geschäft nicht, aber er hatte das Gefühl, als sei erst jetzt durch die fast trotzig entgegengesetzte Art des Mädchens Balance in sein Leben gekommen. „Hier ist“, sagte er sich, „glücklicherweise das Unberechenbare, das Allogische, das ich brauche, um in meinem Präzisionsuhrwerk nicht selbst zur Maschine zu werden. Überhaupt scheint es mir jetzt das wichtigste Problem der ganzen Menschheit: ob die Frau imstande sein wird, die ihr eigentümliche schöne Gesetzmäßigkeit auch noch in unserem Zeitalter, in dem alle Dinge schon zum Erschrecken mechanisiert sind, aufrechtzuerhalten. Das ist natürlich etwas ganz anderes und viel, viel Wesentlicheres als dieser dumme Emanzipationsunfug . . . Man darf dabei eins nicht übersehen: es gibt bei den vielbeschäftigten Männern meines Schlages schon eine neue Art zu lieben, den modernen Bedürfnissen assimiliert. Sie brauchen nach Tagesarbeit ein Bett, ein Weib mit den zweckdienlichen bequemen Allüren, damit ihr Wachen schließlich mit Vergnügen und Schlaf zugestiegelt wird wie ein fertiger Brief. Mehr wollen sie nicht und das andere gibt es für sie auch nicht mehr: Sehnsucht des Unerfüllbaren, Schüchternheit, Schwächen, Süßigkeit kleiner Annäherungen, Eifersucht, Auseinandersetzungen,

Geschenke, Schmeicheleien. Und schon ist auch ein Typ von Frauen entstanden, der sich diesem Typ Mann angepaßt hat, wie ihm die schnelle, heftigbequeme Untergrundbahn, das Warenhaus, das Kartell, das dienstbereite Tischtelefon angepaßt sind. Nun ist die große Frage: werden die Frauen auf ihr altes Recht im Stillosen, Unendlichen, Romantischen, trostreich Über sinnlichen verzichten? Werden sie ihre Ummarmungen mathematisch regeln, ihr Feuer bei aller Trunkenheit rationell machen? . . . Eines ist gewiß: in einer Welt, in der dieser letzte gottgewollte Rest von Größe verschwindet, möchte ich keinen Augenblick länger leben wollen." — Und er bedankte sich bei Wlasta mit einem respektvollen Handkuß, den sie nicht verstand.

Es gab jetzt Stunden, in denen sich Albrecht so harmonisch bewegt fühlte, daß er mit weicher Stimme zu seiner Mutter, zu seinen Schwestern sprach. Den Arbeitern näherte er sich gütig und war, noch aus der Atmosphäre seiner früheren Exaktheit heraus, die ersten Male ganz erstaunt, daß sie bei seiner Freundlichkeit in ihren Leistungen nicht nachließen. Er begann für sie in weiterem Maße als bisher zu sorgen und suchte dabei Menschlichkeit und Geschäftstüchtigkeit in Ausgleich zu bringen. Manchmal gelang es. Oft aber, und namentlich als er, wollüstig fortschreitend, für die rosige und smaragdblaue Luft rings um die Werke alter Dichter helllichtig geworden war, verzagte er und fand sich, bei Verlust seiner ehe-

maligen Einheit, im Banne zweier Gefinnungen, die einander doch aufhoben, verzweiflungsvoll geteilt. Dann dachte er und ersehnte irgendeinen Ruck durch und durch, eine Erschütterung zu schrankenloser Freiheit hin, die ihn sprengen und seine Seele ins ewige Licht tragen sollte. Er wußte, daß dies nicht von seinem guten Willen abhing, daß er warten mußte. So leicht wie Wlasta hat nicht jeder die Erlösung, sagte er mit halbem Lächeln vor sich hin. Aber er wurde der Gedanken nicht froh, die ihm eine schließliche Vereinigung in sich selbst verhießen. Böse Vorahnungen bedrängten ihn, auch wenn er demütig war.

Da warf ihn einmal sein Automobil, an die Theaterrampe prallend, auf die Straße, und von einer vorüberfahrenden Elektrischen wurden ihm die Beine abgefahren. — Er erwachte im Sanatorium, nach der Operation, die ihm nur kurze Stümpfe gelassen hatte. Wochenlang lag er im Fieber. In Visionen beschäftigte er sich mit seiner Zukunft, die als ein Knäuel hilfloser, die Hände zum Himmel emporstreckender Bilder vor seinen entsehten Augen vorbeizog. Endlich beruhigte er sich, er hatte noch halb in Träumen einen Liegestuhl erfunden, der ihm gestatten würde, in der Fabrik zu arbeiten wie bisher. Das war ja Tradition der Familie: bis zum Schluß auszuharren, auch sein Vater hatte sich nicht geschont. Bei normaler Wärme wußte er dann, daß es solche Liegestühle schon gebe, daß er nichts zu er-

finden brauche. Es war eigentlich nichts Besonderes passiert. Benötigte er denn mehr als seinen Kopf, um zu organisieren und Geld zu verdienen! Es war also auf dieser Seite des Lebens alles in Ordnung.

Aber die Geliebte? — Er ließ sie kommen. Im Fauteuil sitzend, von den Hüften an in ein Plaid gewickelt, wie alte Leute abends auf Bänken der Kurpromenaden sich verwahren, so erwartete er sie in der gemeinsamen Wohnung. Der Diener, den er jetzt immer bei sich haben mußte, war in einem Nebenzimmer eingesperrt, nachdem er alles nach Albrechts Wünschen vorbereitet hatte. Was würde Wlasta sagen? Natürlich hatte sie den schrecklichen Vorfall in der Zeitung gelesen, aber sie mußte längst daran vergessen haben, sie mußte — so dachte er es sich — ihm dumme Vorwürfe machen oder ihren natürlichen Abscheu ausdrücken oder irgendwie diese traurige schwere Sache in ihre sinnlose Welt hinüberzaubern, daß nur eine nebelhafte, allgemein leichte Schicksalsbitterkeit oder eine nicht zutreffende Ironie übrigblieb. Oder wenn sie so dastehen würde, trostlos, fassungslos, weinend wie eine Quelle im Walde und die Haare schüttelnd vor Wut oder auch nur deshalb, weil man sich erlaubt hatte, sie, das Kindchen, so böß zu erschrecken — würde es nicht süß sein, ihre Hand zu ergreifen, ihr Trost zuzusprechen wie einst und zu fühlen, daß man nicht zu ihr hinüber kann, weil man in seine Gescheitheit eingesperrt ist und dort drüben in ihrem Revier die



unbegreifliche Wildheit sich austoben muß bis zum letzten Zucken! ... Sie kam. Aber, wie seltsam, noch nie war sie Albrecht so bescheiden und überlegt erschienen wie diesmal. Sie klagte nicht, sie suchte ihn vielmehr zu zerstreuen, sie setzte ihre Worte wie bei einem Krankenbesuch. Vielleicht waren seine überreizten Nerven daran schuld, daß ihm sogar ihre Fußbewegungen nicht ballettmäßig gewandt erschienen, sondern wie von absichtlicher Plumpheit, ihm, dem Krüppel, zu Gefallen. Warum war sie nicht wenigstens roh! Er schäumte auf. Wie, von nun an würde alles ihm zur Bequemlichkeit dienen, alles bezahlt sein, durchsichtig und zweckentsprechend! Argwöhnisch sah er seine Erinnerungen an die bizarre Reise durch, vielleicht war das alles Verstellung gewesen, vielleicht gab es die heroisch übertriebenen Frauen gar nicht, diese ursprünglichen unangepaßten Labsale, vielleicht — nein, jedenfalls: für ihn war der liebliche Unsinn vorbei, der wie Tanzmusik eines Eisenreigens und Nachttau seine von Berechnungen heiße Stirn gekühlt hatte, alle Frauen, die jetzt noch kommen würden, müßten sich wie Wlasta benehmen, als strebsame Vorrichtungen, wie die Apparate in seiner Fabrik. Mit einem kranken Mann gab es eben keine Witze, entweder man bediente ihn geradlinig und nützlich, oder man bediente ihn gar nicht. O das flache Schicksal, dieses mühsame Leben mit erstarrtem Herzen! Da erfaßte ihn der Ekel vor allem, was ihm noch beschieden sein mochte, so, daß

er dem Mädchen, das ihn gerade wie einen Säugling mit pflichteifriger Anstrengung ins Bett hob, mit der Faust mitten ins Gesicht schlug. Sie nahm es für eine krampfhaft oder ungeschickte Bewegung, und mit derselben Hand, die sie flüchtig über ihre Nase führte, riß sie schon, ohne zu lachen und ohne zu zanken, an den Druckknöpfen ihrer Bluse. „Dienstbereit, wie mein Tischtelephon!“ höhnte er stumm, und eine tiefere Stimme sagte, in Erinnerung einer glücklichen Nacht, mit schon wehmütigerem Spott: „Protest, Protest!“ — Bald darauf war Wlasta gleichgültig eingeschlafen, als hätte sie ihn noch recht deutlich der Hoffnung berauben wollen, ihre Kälte als verhaltenes Mitgefühl, nicht als schale Industrie zu deuten. Albrecht aber, an ihrer Seite gelagert, fühlte sich in einem Sausen wie an den Rand der Erde entrückt, wo der scharfe Abgrund und der allmächtige Aether ihre Atemzüge schwarz-feurig vermischen . . .

Es ist die Ansicht des Freundes, der mir diese Geschichte erzählt, daß Albrecht Blant in dieser Nacht den Weg zur erlösenden Ekstase betreten hat, indem er aus der kaufmännischen und notwendigen Ordnung unserer Zeit die Flucht ins Gestaltenlose ergriff. Auch ich glaube dies und finde, daß der Zettel, der am anderen Morgen von Albrechts Hand geschrieben neben dem Bett auf der Erde lag, so gedeutet werden muß. Denn hätte Albrecht nichts anderes beabsichtigt, als Wlasta, in deren Haarsträhnen man ihn verknötet

und erwürgt fand, vom Verdacht freizuhalten, so hätte er sich wohl deutlicher ausgedrückt, als mit den Worten: Trauert nicht! Ich bin eines natürlichen Todes gestorben.

Aus dem Bande „Selbstvertheidigung“.

# Bücher

aus dem

## Kurt Wolff Verlag

Eine Auswahl



1 · 9 · 1 · 8

---

# Der Neue Roman

Sammlung zeitgenössischer Erzähler

Jeder Band geh. M. 3.50, geb. M. 5.—

Umfaßt 25 Bände

Die Büchererei „Der Neue Roman“ ist aufgebaut auf dem Programm: „Uns einzusetzen für neue Dichter, nicht bei einem kleinen Literatenkreis, sondern bei der großen Zahl derer, die der faden und flachen Alltagsliteratur müde geworden sind, für Dichtungen zu wirken, die uns den starken Atem unserer Zeit spüren lassen, Dichtern Gehör zu verschaffen, die Hirn und Herz haben für die Not der Gegenwart. — Nicht eingeengt durch Vorurteile literarischer, politischer, nationaler Art, will der Verlag diese Sammlung nur ausbauen unter Prüfung der Frage, ob ein Buch gut ist und ob es uns Menschen von heute angeht.“

In dieser Sammlung erschienen soeben:

## Heinrich Mann / Die Armen

Auflage 50000

Heinrich Manns neues großes Romanwerk ist das Buch des Kampfes der Friedenszeit, des Kampfes des nach Freiheit der Entwicklung, nach Bildung, Licht hungernden Arbeiters gegen den satten Kapitalismus. Kein gehässiges Buch, aber ein Buch leidenschaftlichen, ehrlichen Hasses, der die gegeneinander kämpfenden Klassen zu schmerzlichen Einsichten führt, über die der große Kampf nach außen hereinbrach. Manns künstlerisch reifste Tat: ein Buch vollkommenster Einfachheit und Klarheit, ein Buch, das alle angeht, ein Buch, das jeder verstehen soll und wird.

---

Geheftet  
3 1/2 Mark

Der Neue Roman

Gebunden  
5 Mark

---

Anatole France

Romödiantengeschichte

Deutsch von Heinrich Mann

Mit einem Vorwort von Georg Brandes

Auflage 11000

Die Götter dürfen

Auflage 13000

Der Aufruhr der Engel

Auflage 10000

Anatole France gilt heute nicht nur für den feinsten Psychologen des modernen Frankreich, sondern auch für den besten lebenden Stilisten. Sein neuester Roman, „Der Aufruhr der Engel“, ist ein Meisterwerk seiner Gattung und ein um so wichtigeres Kapitel im Werke des Verfassers, als er zu dessen bleibendem Charakter einen ganz besonderen Ton fügt, einen Ton, der vom Hymnischen bis zur amüsanten Bemerkung durchdringt. Er behandelt ein ewiges Thema. So ewig wie Gott und seine Engel, so notwendig wie Gott, ist der Aufruhr der Engel. Und sein hier erzähltes Geschick – es wird erzählt, weil es typisch ist – ist das Schicksal jedes Aufruhrs. Darum ist dieses unterhaltende Buch so ernst (es versteht sich, daß es ernst zugeht, wenn France ernst ist), es bleibt gültig, solange Engel Engel und Menschen Menschen bleiben – denn von Menschen, vom Menschlichen und vom Allzumenschlichen ist die Rede, und auch das Allzumenschliche wird noch menschlich aufgefacht.

---

Geheftet  
3 1/2 Mark

Der Neue Roman

Gebunden  
5 Mark

---

## Max Brod / Jüdinnen

Auflage 12000

Das Buch ist aus der leidensvollen, dumpfen Seele eines Knaben geschrieben, der die ersten Erschütterungen der Liebe erlebt. Sein frühreifer Intellekt überrumpelt ihn, verführt ihn zu schmachvollen Erniedrigungen und Verirrungen, bis nach heißen Kämpfen das natürliche Gefühl wieder in seine Rechte tritt.

## Dssip Dymow / Der Knabe Wlask

Auflage 11000

Dieses Buch ist in impressionistischem Stil geschrieben, der das Momentane, Unberechenbare, Abrupte der Vorgänge in der menschlichen Seele, insbesondere in der Seele des Knaben und Jünglings, zu fassen sucht, der überrascht und überrumpelt, und dessen schlichte und ernste Sachlichkeit dabei das Bewunderungswürdigste bleibt, weil sie aus der tiefen Menschlichkeit des Dichters hervorgeht.

## Maxim Gorki / Drei Menschen

Auflage 12000

In dem Roman „Drei Menschen“ verläßt Gorki seine freie Vagabundenwelt. Er schildert Menschen, die zwischen den Vagabunden und den Feststehenden leben, Menschen, die in keiner der beiden Welten, nicht bei den Landstreichern und nicht bei den Gesicherten, Ruhe und Glück finden. Nur sind es weit mehr als drei Menschen, die in diesem Romane eine bedeutungsvolle Zeit, bedeutungsvolle Geschichte durchleben. Dieses Buch ist eines der erschütterndsten Werke des russischen Dichters. In großen Zügen entrollt es nicht nur russisches, sondern allgemein menschliches Leben.

---

Früher sind erschienen:

**Max Brod, Tyncho Brahes Weg zu Gott.**

Auflage 30000.

**Max Brod, Weibervirtschaft.** Auflage 12000.

**Rasimir Edschmid, Die sechs Mündungen.**

Auflage 10000.

**Herbert Eulenberg, Katinka die Fliege.**

Ein zeitgenössischer Roman. Auflage 11000.

**Gustave Glaubert, November.** Ein Roman. Auflage 15000. Mit Lithographien von Ottomar Starke.

**Carl Hauptmann, Einhart der Lächler.** Ein Roman.

Neue Ausgabe in einem Bande. Auflage 20000.

**Heinrich Mann, Diana — Minerva — Venus.**

Die drei Romane zusammen bilden Heinrich Manns große Romantrilogie: „Die Göttinnen oder die drei Romane der Herzogin von Assy“, jeder Band ist ein in sich völlig abgeschlossenes Buch. Auflage 80000.



---

Geheftet  
3 1/2 Mark

# Der Neue Roman

Gebunden  
5 Mark

---

**Heinrich Mann, Die kleine Stadt. Roman.**

Auflage 20000.

**Heinrich Mann, Im Schlaraffenland. Ein Roman  
unter feinen Leuten. Auflage 50000.**

**Heinrich Mann, Die Jagd nach Liebe. Roman.  
Auflage 25 000.**

**Heinrich Mann, Professor Unrat oder: Das Ende  
eines Tyrannen. Auflage 23000.**

**Heinrich Mann, Zwischen den Rassen. Roman.  
Auflage 24000.**

**Gustav Meyrink, Der Golem. Ein Roman.  
Auflage 140000.**

**Gustav Meyrink, Das grüne Gesicht. Roman.  
Auflage 90000.**

**Gustav Meyrink, Walpurgisnacht. Roman (er-  
scheint Weihnachten 1917). Auflage 50000.**

**Arnold Zweig, Die Novellen um Claudia.  
Roman. Auflage 18000.**

---

---

---

# Neue Geschichtenbücher

Jeder Band geh. M. 2.50,  
geb. M. 3.50

Die „Neuen Geschichtenbücher“, unter gleichem Gesichtspunkt ausgewählt wie die Sammlung zeitgenössischer Erzähler „Der Neue Roman“, unterscheiden sich von dieser in der literarischen Qualität ebensowenig wie in der Ausstattung. Der ein wenig geringere Textumfang der einzelnen Bände ermöglichte es dem Verlag jedoch, den Preis der Bücher erheblich niedriger anzusetzen.

Rasimir Edschmid, Timur. Drei Novellen.

Herbert Eulenberg, Sonderbare Geschichten.

Hermann Kesser, Die Stunde des Martin Jochner. Roman.

Gustav Meyrink, Fledermäuse. Sieben Geschichten.

Georges Rodenbach, Das tote Brügge. Roman.

Hermann Harry Schmitz, Der Säugling und andere Tragikomödien.

Hermann Harry Schmitz, Das Buch der Katastrophen.

Ernst Sølvestre, Peter van Pier, der Prophet.

Neue Bände neuer Dichter  
in Vorbereitung

---

---

---

# Der Jüngste Tag

## Sammlung neuer Dichtungen

Jeder Band erscheint einzeln zum Preise von M. -.80 geh.,  
M. 1.50 geb., Doppelhefte M. 1.60 geh., M. 2.50 geb.

„Der Jüngste Tag“ stellt eine Sammlung von kleineren Werken jüngerer Dichter dar, die als charakteristisch für unsere Zeit und als zukunftsweisend zu gelten haben. „Der Jüngste Tag“ wird, getreu dem Spiegel seines Wortes, versuchen, alles Notwendige zu sammeln, das ihm aus der Stärke des Zeitlichen heraus ewiges Dasein verspricht. Dies Unternehmen soll nicht mehr an der Gebundenheit von Zeitschriften leiden. So soll „Der Jüngste Tag“ mehr als ein Buch sein und weniger als eine Bücherrei.

Maurice Barrès: Der Mord an der Jungfrau. (Deutsch von H. Lautensack.)

Johannes R. Becher: Verbrüderung. Gedichte.

Gottfried Benn: Gehirne. Novellen.

Paul Boldt: Junge Pferde! Junge Pferde! Gedichte.

Ottokar Březina: Hymnen. (Deutsch von Otto Pisk.)

Max Brod: Die erste Stunde nach dem Tode. Eine Gespenstergeschichte.

Paul Claudel: Die Musen. Eine Ode. Ins Deutsche übertragen von Franz Blei.

Kasimir Edschmid: Das rasende Leben. (Das beschämende Zimmer. — Der tödliche Mai.) Zwei Novellen.

Albert Ehrenstein: Nicht da — nicht dort. Novellen. (Doppelbd.)

Carl Ehrenstein: Klagen eines Knaben, Skizzen.

Hans von Fleck-Brunningen: Das zerstörte Idyll. Novellen. (Doppelbd.)

Martin Gumpert: Verkettung. Gedichte.

Ferdinand Hardekopf: Der Abend. Ein Dialog.

Walter Hasenclever: Das unendliche Gespräch. Eine nächtliche Szene. Zweite Auflage.

Emmy Hennings: Die letzte Freude. Gedichte.

Francis Jammes: Gebete der Demut. (Deutsch von E. Stadler.)

Franz Jung: Gnadenreiche, unsere Königin.

---

---

# Der Jüngste Tag

## Sammlung neuer Dichtungen

Jeder Band erscheint einzeln zum Preise von M. — 80 geb., M. 1.50 geb.,  
Doppelhefte M. 1.60 geb., M. 2.50 geb.

---

---

Franz Kafka: Der Heizer. Eine Erzählung.

Franz Kafka: Das Urteil. Eine Geschichte.

Franz Kafka: Die Verwandlung. Eine Novelle. (Doppelbd.)

Dskar Kotoschka: Der brennende Dornbusch. Mörder Hoffnung  
der Frauen. 2 Schauspiele.

Gottfried Kölwel: Gefänge gegen den Tod.

Paul Kraft: Gedichte.

Rudolf Leonhard: Polnische Gedichte.

Ernst Wilhelm Loh: Wolkenüberlaggt. Gedichte.

Leo Matthias: Der Jüngste Tag. Ein groteskes Spiel.

Mynona: Schwarz-Weiß-Rot. Grotesken.

Hans Reimann: Kobolz. Grotesken. (Doppelbd.)

Ludwig Rubiner: Das himmlische Licht. Gedichte.

René Schidele: Nisse. (Aus einer indischen Reise.)

Marcel Schwob: Der Kinderkreuzzug. Erzählung. (Deutsch von  
Arthur Seiffhart.)

Carl Sternheim: Buselow. Eine Novelle.

Carl Sternheim: Meta. Eine Erzählung.

Carl Sternheim: Napoleon. Eine Erzählung.

Carl Sternheim: Schuhlin. Eine Erzählung. Mit drei Litho-  
graphien von Ottomar Starke.

Carl Sternheim: Ulrike. Eine Erzählung.

August Strindberg: Die Schlüssel des Himmelreichs oder: Sankt  
Peters Wanderung auf Erden. Märchenspiel in 5 Akten.

Georg Trakl: Gedichte. Zweite Auflage. (Doppelbd.)

Berthold Viertel: Die Spur. Gedichte.

Franz Werfel: Gefänge aus den drei Reichen. Ausgewählte  
Gedichte. (Doppelbd.)

Franz Werfel: Die Versuchung. Ein Gespräch.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

---

---

---

# Die schwarzen Bücher

Mit originalgraphischen Illustrationen

Jeder Band geb. M. 8.—, in Halbpergt. M. 10.—

„Die schwarzen Bücher“, eine Reihe illustrierter Werke in Luxusausstattung, sind trotz der wohlfeilen Preise durchaus geeignet, recht verwöhnten Ansprüchen Rechnung zu tragen. Die theils klassischen, theils modernen Texte erster Autoren, vereinigt mit der Kunst unserer besten Graphiker, werden hier in würdigster und zugleich anziehendster Form dargeboten.

## Achim von Arnim / Die Majoratsherren

Eine Erzählung.

Mit 8 Original lithographien von Karl Thylmann.

## Christian Dietrich Grabbe Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung

Ein Lustspiel.

Mit 12 Originalholzschnitten von Karl Thylmann.

500 numerierte Exemplare.

## E. Th. A. Hoffmann / Der goldene Topf

Mit 12 Original lithographien von Karl Thylmann.

## Gustav Meyrink / Der Golem

Roman. Mit 8 Lithographien von Hugo Steiner-Prag.

---

---

Gebunden **Die schwarzen Bücher** Halberg.  
Markt 8. — Markt 10. —  
Mit originalgraphischen Illustrationen

---

**Ottomar Starke / Schippeliana**  
Ein bürgerliches Bilderbuch. Mit einem Vorwort von Carl Sternheim.

**Carl Sternheim**  
**Die drei Erzählungen Busckow, Napoleon,  
Schuhlin**  
Mit 14 Originallithographien von Ottomar Starke.  
9. bis 12. Tausend.

**Carl Sternheim / Mädchen**  
Drei Erzählungen. Mit 14 Originallithographien von Ottomar  
Starke. 1. bis 5. Tausend.

Außerhalb der Reihe der schwarzen Bücher sind erschienen  
**Dostojewski / Das junge Weib**  
Eine Erzählung. Mit Radierungen von W. Thöny. — Vorzugs-  
ausgabe mit 11 Radierungen Nr. 1—100 in Leder geb. M. 75. —,  
einfache Ausg. mit 6 Rad. Nr. 101—800 in Halbleinen M. 18. —.

**Jean Paul**  
**Des Geldpredigers Schmelzle Reise nach Glätz**  
Mit 8 Radierungen von Karl Thylmann. 2. Auflage.  
In Pappband M. 5.50. In Halbleder M. 7.50.

---

---

---

# Neue Lyrik

Jeder Band geh. M. 2.50, geb. M. 4.—, in Halbled. M. 6.—

Joh. R. Becher: An Europa.

Petr Bezruč: Die schlesischen Lieder.

Ernst Bläß: Die Gedichte von Trennung und Licht.

Max Brod: Das gelobte Land. Ein Buch der Schmerzen und Hoffnungen. Gedichte.

Walter Hasenclever: Der Jüngling. Gedichte.

Walter Hasenclever: Tod und Auferstehung. Neue Gedichte.

Carl Hauptmann: Dort, wo im Sumpf die Hürde steckt. Sonette.

Max Pulver: Selbstbegegnung. Gedichte.

Rabindranath Tagore: Chitra. Ein Spiel in einem Aufzug.

Rabindranath Tagore: Der Gärtner. Liebesgedichte. Dritte Aufl.

Rabindranath Tagore: Gitanjali. Sangesopfer. Zehnte Aufl.

Rabindranath Tagore: Der zunehmende Mond. Mutter und Kind. Dritte Auflage.

Georg Trakl: Sebastian im Traum. Gedichte und Prosa. Zweite Auflage.

Franz Werfel: Einander. Oden—Lieder—Gestalten. Dritte Aufl.

Franz Werfel: Der Weltfreund. Gedichte. Dritte Auflage.

Franz Werfel: Wir sind. Neue Gedichte. Vierte Auflage.

---

Albert Ehrenstein: Der Mensch schreit. Gedichte. Mit einer Original-Lithographie von Oskar Kokoschka. Einmalige Luxusausgabe in 300 nummerierten Exemplaren für Subskribenten gedruckt. In Halbleder gebunden M. 12.—.

Georg Heym: Der ewige Tag. Gedichte. Zweite Auflage. Geheftet M. 3.—, Halbpergament M. 4.—.

Georg Heym: Umbra vitae. Gedichte aus dem Nachlaß. Zweite Auflage. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Rudolf Leonhard: Aeonen des Fegefeuers. Aphorismen. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

---

---

---

# Neue Dramen

## Eine Auswahl

### Fritz von Unruh / Ein Geschlecht

Tragödie

Zweifarbigter Drugulindruck in 750 Exemplaren.

Die Exemplare 1–35 auf Büten abgezogen in handgearbeitetem Ganzlederband vergriffen. Die Exemplare 36–750 auf feinstem Vellinpapier gedruckt: geheftet M. 18.—, in Halbleder M. 24.—.

Frankfurter Zeitung: Einem Deutschen ist es bisher gelungen, noch inmitten des Krieges den Krieg gestaltend zu überwinden. Nicht soldatlich und dennoch heldisch. Kein Panorama mit Schlachtenmusik, kein Versuch, dem ungeheuerlichen Geschehen photographisch abbildend nahe zu kommen — sondern wie ein echter Dichter: als Seher, als Deuter. In zwei Dichtungen, die, seiner Absicht entgegen, unerklärlicherweise der Öffentlichkeit vorenthalten werden, hat Fritz von Unruh vom Kriege selbst zu sprechen versucht. An unmittelbarem Erleben hatte sein heißes Herz sich vollgesehen und erschütternde Ausschnitte dieses Erlebens gegeben. Nun aber hat er — wohl in der unterbewußten Gewißheit, daß nur der Sinn erlösen kann vom grellen Durcheinander der Wirklichkeit — statt der Schlacht das Schicksal sprechen lassen.

## Franz Werfel

### Die Troerinnen des Euripides

in deutscher Bearbeitung. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 4.—, in Halbleder M. 6.—. 100 Exemplare auf Büten handschriftlich numeriert in Ganzleder M. 75.—.



---

Jeder Band  
geb. M. 2.50

# Neue Dramen

Jeder Band  
geb. M. 3.50

Eine Auswahl

---

- Paul Claudel:** Der Tausch. Ein Drama. 2. Auflage.  
**Hermann Essig:** Die Glücksh. Lustspiel.  
**Hermann Essig:** Die Weiber von Weinsberg. Lustspiel.  
**Victor Hahn:** Warbed. Ein Drama.  
**Walter Hasenclever:** Der Sohn. Ein Drama.  
**Carl Hauptmann:** Krieg. Ein Ledeum.  
**Carl Hauptmann:** Aus dem großen Kriege. Szenen.  
**Carl Hauptmann:** Die lange Jule. Drama.  
**Carl Hauptmann:** Die armseligen Besenbinder. Drama.  
**Carl Hauptmann:** Die Rebhühner. Komödie.  
**Carl Hauptmann:** Tobias Buntschuh. Eine burleske Tragödie.  
**Carl Hauptmann:** Gaukler, Tod und Juwelier. Schauspiel.  
**Oskar Kotoschla:** Dramen und Bilder.  
**Heinrich Mann:** Madame Legros. Drama.  
**Max Pulver:** Alexander der Große. Schauspiel.  
**Max Pulver:** Robert der Teufel. Drama.  
**Carl Sternheim:** Perleberg. Schauspiel.  
**Arnold Zweig:** Abigail und Nabal. Drama.  
**Arnold Zweig:** Die Sendung Semaels. Drama.

- 
- Carl Sternheim:** 1913. Schauspiel. Geh. M. 3.—, geb. M. 7.—.  
**Carl Sternheim:** Tabula rasa. Substr.-Ausg. geb. M. 9.—.
-

---

# Dichtungen von Mechtild Lichnowsky

## Götter, Könige und Tiere in Ägypten

4. Auflage mit zahlreichen Illustrationen nach Zeichnungen der Verfasserin. Geh. M. 6.50, geb. M. 7.50, in Halbleder M. 10.—.

## Ein Spiel vom Tod

Neun Bilder für Marionetten. Geheftet M. 3.50, geb. M. 4.50, in Halbleder M. 6.—.

## Der Stimmer

Eine Erzählung. Geheftet M. 4.50, gebunden M. 6.—.

Neu erscheint:

## Gott betet

Druckguldendruck auf schwerem Büttenpapier in 200 nummerierten Exemplaren. Nr. 1—50 von der Verfasserin signiert in Ganzpergament M. 50.—, Nr. 51—100 in Halbpergament M. 18.—, Nr. 101—200 kartoniert M. 10.—.

# Dichtungen von Robert Walser

## Aufsätze

Mit 14 Vignetten von Karl Walser. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

## Geschichten

Mit Zeichnungen von Karl Walser. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

## Kleine Dichtungen

2. Auflage. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

---

---

# Gesamtausgaben

---

## Carl Hauptmanns Neuere Prosadichtungen

in 5 Bänden.

Subskriptionspreis gebunden M. 20.—, später M. 25.—.

Inhalt: Einhart der Lächler, Ismael Friedmann, Nächte, Schicksale  
Rübezahlsbuch

## Heinrich Manns Gesammelte Romane und Novellen

in 10 Bänden.

Gebunden M. 50.—.

Inhalt: Schlaraffenland, Die 3 Romane der Herzogin von Assy: Diana,  
Minerva, Venus, Die Jagd nach Liebe, Professor Unrat, Zwischen den Rassen  
Die kleine Stadt, Novellensammlungen: Das Wunderbare, Flöten und  
Dolche, Stürmische Morgen, Das Herz, Rückkehr vom Hades.

## Gustav Meyrink's Gesammelte Romane und Novellen

in 6 Bänden.

Subskriptionspreis bis Januar 1918 gebunden M. 28.—.

Späterer Ladenpreis M. 32.—.

Inhalt: Der Golem, Das grüne Gesicht, Walpurgisnacht, Des deutschen  
Spießers Wunderhorn (2 Bände), Fledermäuse.



## Der Hyperionverlag

zeigt auf den folgenden Seiten eine kleinere Auswahl von Verlagswerken an, die auf besonderes Interesse Anspruch erheben dürfen. Der Hyperion-Verlag hat von jeher das schöne Buch in vorbildlicher Form gepflegt und eine Anzahl von wertvollsten Literaturwerken deutschen und fremdsprachlichen Ursprungs in Ausgaben veröffentlicht, die textlich sorgfältig gearbeitet, in ihrer äußeren Gestalt den Ansprüchen verwöhntester Bücherliebhaber gerecht werden. Besonders darf darauf hingewiesen werden, daß die in dem hier vorliegenden Verzeichnis aufgeführten Werke — zu Geschenkzwecken in jeder Linie hervorragend geeignet — ausnahmslos auf edelste Papierstoffe (vor dem Kriege gefertigt) gedruckt und in Einbände bester Qualität gebunden wurden. — Die Veröffentlichungen des Hyperionverlags sind durch jede Buchhandlung zu beziehen. Wenn keine am Platze, vom Hyperionverlag G. m. b. H., Berlin SW 61

---

# L i e b e s b r i e f e u n d

---

**Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten.**  
Herausgegeben von Dr. Julius Zeitler. Dritte Auflage.  
Titel und Einband von Walter Tiemann. Geheftet M. 4.50, Pappband M. 6.—, Leinenband M. 8.—.

**Französische Liebesbriefe aus acht Jahrhunderten.**  
Gesammelt und mit einer Einleitung herausgegeben von  
Loni Kellen. Titel und Einband von Walter Tiemann.  
Dritte Auflage. Geheftet M. 4.50, Pappband M. 6.—,  
Leinenband M. 8.—.

**Italienische und englische Liebesbriefe nebst weiteren europäischen.** Gesammelt und mit einer Einleitung  
herausgegeben von Paul Seliger. Titel und Einband von  
Walter Tiemann. Dritte Auflage. Geheftet M. 4.50,  
Pappband M. 6.—, Leinenband M. 8.—.

---

Diese drei ausgezeichneten Werke enthalten über tausend Briefe aus allen Jahrhunderten europäischen Liebeslebens. Außer deutschen, französischen, italienischen und englischen finden sich zahlreiche altgriechische, altrömische, spanische, holländische, skandinavische, russische Liebesbriefe darin. Es sind einzigartige Galerien charakteristischen Lebens, Bücher von eminentem Gehalt, klassische Sammlungen von nie veraltender Geltung.

---

HYPERIONVERLAG · G. M. B. H. · BERLIN SW 61

---

## a n d e r e B r i e f b ü c h e r

---

**Deutsche Freundesbriefe aus sechs Jahrhunderten.** Herausgegeben von Dr. Julius Zeitler. Titel und Einband von Walter Kemann. Geheftet M. 4.50, Pappband M. 6.—, Leinenband M. 8.—.

**Dr. Martin Luthers deutsche Briefe.** Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Georg Haslinger. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

„Dies Buch vereinigt die schönsten deutschen Briefe Luthers. Briefe an die Fürsten und Großen seiner Zeit, an den Papst, an Melancthon, Franz von Sickingen, Lucas Cranach, Lazarus Spengler u. a. m., auch die Briefe an die Eltern, an die Schwester Dorothea, an das kleine Hänschen und an Frau Käthe. Der Stoff der Briefe reicht von den höchsten politischen Dingen bis hinein in die Alltäglichkeit des Privatlebens, die uns Luther besonders nahe bringt.“

(Der Staatsbürger, Halbmonatsschrift für politische Bildung, München.)

**Die Briefe der heiligen Catarina von Siena.** Ausgewählt, eingeleitet und herausgegeben von Annette Kolb. Mit einem Lichtdruckporträt nach einem Fresko von Sodoma in Piacenza. Geheftet M. 4.50, gebunden M. 6.50.

„Sie sind das unvergängliche Monument des echten italienischen Volksgeistes des Mittelalters in seiner höchsten Läuterung, seiner Kraft und Innigkeit, seines Glaubens und seiner Liebe.“

(Grazzer Mt. Amelger.)

---

**HYPERIONVERLAG · G. M. B. H. · BERLIN SW 61**

---

## Illustrierte Bücher

---

Hans Christian Andersen: Märchen. In der vom Dichter selbst besorgten Übersetzung. Mit zahlreichen Illustrationen von Walo von May. Dritte Auflage. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.50.

Jean Paul: Dr. Katzenbergers Badreise. Mit 5 Radierungen von Hanns Alexander Müller. Gebunden M. 6.50.

Friedrich Hebbel: Judith. Mit 10 Vollbildern, 10 vignetten und einer Einbandzeichnung von Th. Th. Heine. Gedruckt auf van Geldern, die Bilder auf kaiserlich Japan. Zweite Auflage. Geheftet M. 4.50, gebunden M. 7.50. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf kaiserlich Japan, numeriert und von Th. Th. Heine signiert, in Ganzpergamentband M. 35.—.

„Hier finden wir die guten Prinzipien verteidigt, daß die Illustration ein organisch notwendiger Bestandteil des Buches, nicht ein gleichgültiges, rein schmückendes Beiwerk des Buches sein soll.“

(Thasso v. Scheffer in der Frankfurter Zeitung.)

Elaude Tillier, Mein Onkel Benjamin. Deutsche Übertragung von Otto Wolfstehl. Mit zahlreichen Schattenriffen und Porträten und mit einer Umschlagzeichnung von Emil Preetorius. Dritte Auflage. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

---

HYPERIONVERLAG · G.M.B.H. · BERLIN SW 61

---

## und Romane

---

**Friedrich von Gallet: Kontraste und Paradoxen.** Roman. Mit zahlreichen Illustrationen und einem Umschlag von Alfons Woelfle. Zweite Auflage. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

„Leichte, köstliche Ironie, überlegen lächelnd.“ (Leipziger Tageblatt.)

**Peter Baum: Kammermuff.** Ein Kokotoroman. Mit einer Umschlagzeichnung in Originallithographie von Wilhelm Wagner. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 5.—.

**John Bedford: Bathet.** Roman. Ins Deutsche übertragen und herausgegeben von Franz Blei. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—, in Halbleder M. 4.50.

„Ein gewaltiges, von kühlem Intellekt gebändigtes, künstlerisches Temperament entläßt sich in dem Roman. Seine Geburt war tiefste Notwendigkeit.“ (Leipziger Tageblatt.)

**Ellis Bell: Der Sturmheidehof.** Roman. Übertragen und eingeleitet von Gisela Egel. Geheftet M. 4.50, gebunden M. 6.—, in Halbleder M. 7.—. Vorzugsausgabe: 50 Exemplare auf englisch Japan in Ganzleder gebunden M. 20.—.

„Eine spannende, bis zu ihrem wunderbar auflösenden Schluß unaufhaltsam fortstürmende Handlung, scharf gezeichnete Charaktere und dramatische, wuchtige Sprache.“ (Die Zeit, Wien.)

---

HYPERIONVERLAG · G. M. B. H. · BERLIN SW 61



---

## R o m a n e   u n d

---

**Sieben erschien:**

**Gustav Adolf Melchers: Die neue Sintflut. Roman.**  
Einbandzeichnung von Emil Preetorius. Geheftet  
M. 3.50, gebunden M. 5.—.

Was sich in diesem Buche abspielt, was in flammenden Bildern, in tiefenhaften Umrissen an uns vorüberbraust, ist Katastrophe im weitesten Sinne, ist der grandiose Höllensturz unserer alten Welt. Es ist ein Buch hochstiegender Phantastik, die immer noch von den Gesetzen der Möglichkeit, der Logik gebändigt wird und dadurch nur bezwingender und erschütternder erscheint.

**Valerius Brjussoff: Der feurige Engel. Erzählung**  
aus dem 16. Jahrhundert. Übertragen von Reinhold  
von Walter. Dritte Auflage. Geheftet M. 3.50, ge-  
bunden M. 5.—.

„Eine spannende und geniale Schilderung der Mystik zu Luthers  
Zeiten, der Taten Fausts, der Lehren von Nostradamus. Das  
Leben einer Heze von einem modernen Psychologen gesehen.“

(Hamburger Nachrichten.)

**Valerius Brjussoff: Die Republik des Süd-  
kreuzes. Novellen.** Übertragen von Hans von Günther.  
Einband von Otto zu Guttenberg. Zweite Auflage. Ge-  
heftet M. 2.50, gebunden M. 3.50. Vorzugsausgabe:  
50 Exemplare auf van Geldern in Ganzleder gebunden  
M. 15.—.

„Meisterhaft in der Verschmelzung von Traum und Wirklichkeit,  
Visionärem und Realem. Brjussoff ist ein Stilist ersten Ranges.“

(Literarisches Echo.)

---

HYPERIONVERLAG · G. M. B. H. · BERLIN SW 61

---

## Novellen

---

**Remy de Gourmont: Ein jungfräuliches Herz.** Roman. Übertragen von Wilhelm Prinz. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50. Vorzugsausgabe: 40 Exemplare auf Holländischem Büttin in Ganzpergament gebunden M. 10.—.

**Remy de Gourmont: Komödien einer Frau.** Ein Roman in Briefen. Autorisierte Übertragung von Anna Sophie Gasteiger. Zweite Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

„Nicht ein Roman, sondern allerlei Romane sind es. Im Vordergrund der Handlung steht ein junger Dichter, der mit Leichtigkeit die Frauenherzen gewinnt und den Gegenstand seiner Liebe strupellos wechselt. Der Verfasser erhält durch die lebhafteste, wenn auch oft gewagte Erzählungsart das Interesse des Lesers von Anfang bis zu Ende wach.“  
(Literarischer Ratgeber.)

**G. K. Chesterton: Der Mann, der Donnerstag war.** Eine Nachtmahr. Übertragen von Heinrich Lautensack. Dritte Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Ein Anarchisten-Roman, aber von ganz besonderer Art, voll ironischer Späße und boshaft witziger Invektiven gegen die Allzerstörer, die sich selbst zerstören, gegen das Prinzip der sozialen Zersetzung. Dabei spannend und aufreizend in jeder Zeile.

„Thema: Die Mitglieder eines Londoner Anarchistenklubs entlarven und entpuppen sich samt und sonders als Polizeispitzel. Eine literarische Knoch-About-Nummer, ebenso geistreich wie phantastisch...“  
(Süddeutsche Monatshefte.)

---

HYPERIONVERLAG · G. M. B. H. · BERLIN SW 61

---

# Romane und Novellen

---

**Felix Sternheim:** Die Geschichte des jungen Oswald. Roman in Briefen. Zweite Auflage. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—. Vorzugsausgabe auf reinem Lumpenstoff in Setze gebunden M. 15.—.

**Ludwig Strauß:** Der Mittler und andere Novellen. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

**Billiers de l'Isle-Adam:** Edisons Weib der Zukunft. Roman. Autorisierte Übertragung von Annette Kolb. Zweite Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 5.—.

„Ein wissenschaftliches Märchen in Symbole gekleidet, dessen schwelgerische Pracht und verborgener Hohn den Geist ihres einsamen Dichters auf bezwingende Art verraten.“ (Literarisches Echo)

**Oskar Wilde:** Das Bildnis von Dorian Gray. Roman. Übertragung von Bernhard Dehlschläger. Zweite Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50, Leinenband M. 6.—.

**Hugo Wolf:** Sommeraufenthalt. Eine Erzählung. Mit einer Umschlagzeichnung von Rudolf Großmann. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

---

HYPERIONVERLAG · G. M. B. H. · BERLIN SW 61

---

## Galante Literatur

---

**Franz Blei:** Das Lesebuch der Marquise. Ein Kokolobuch mit Zeichnungen von Constantin Somoff. Dritte Auflage. Gebunden M. 7.—. Vorzugsausgabe in Ganzleder gebunden M. 45.—.

„... Es sind kleine Meisterstücke des galanten Genres, der liebenswürdigen Liebe, doch ist nichts darunter, was den guten Geschmack im geringsten verletzen könnte ... In Format, Papier, Druck und Einband hat der Verlag ein entzückendes Zuviel geschaffen, das wenig seinesgleichen haben dürfte...“ (Blätter für Bücherfreunde.)

**Jacques Cazotte:** Biondetta, der verliebte Teufel. Übertragen von Eduard von Bülow. Durchgesehen von Franz Blei. Titel, Rahmen und Einband von Th. Th. Heine. Geh. M. 2.50, in Pappband M. 4.—.

**Choderlos de Laclos:** Gefährliche Liebschaften. Mit Kupfern von Gerard, Fragonard und Monnet. Übertragen und eingeleitet von Franz Blei. Die Gravüre-Kupferdrucke wurden nach den Originalkupfern der Ausgabe von 1796 von J. B. Obernetter, München, hergestellt. Zwei Bände in Pappband M. 20.—, in Halbleder gebunden M. 25.—.

**Edmond und Jules de Goncourt:** Die Liebe im 18. Jahrhundert. Autorisierte Übertragung von Paul Brina. Geheftet M. 1.50.

„Dies Buch zählt zu den fesselndsten Werken und geistreichsten Erscheinungen, welche die französische Literatur hervorgebracht hat. Für die Kenntnis der „galanten Zeit“ ist es von außerordentlichem Wert.“ (Wiesbadener Zeitung.)

---

HYPERIONVERLAG · G. M. B. H. · BERLIN SW 61

---

## L i e b e s l y r i k

---

**Deutsche Schwänke.** 79 kurzweilig Schwenk und Jagdbossen, gesammelt von Leonhard Frischlin. Das Titelblatt zeichnete Ignatius Taschner. Die 10 Bilder des Textes sind von Elena Lutsch-Makowska gezeichnet. Gedruckt in 950 numerierten Exemplaren. Geheftet M. 8.—, in Halbpergament gebunden M. 9,50.

**Altfranzösische Schwänke.** 120 Fabliaux, Contes, Novellen und Schwänke von Ruteboeuf bis Metel d'Duville. Gesammelt und herausgegeben von Emerich Lebus. Titel und Einband von Walter Tiemann. Geheftet M. 8.—, in Halbleder gebunden M. 9,50.

**Der Völker Liebesgarten.** Gesammelt und herausgegeben von Paul Seliger. Mit einer Einbandzeichnung von Walter Tiemann. Dritte Auflage. Geh. M. 4,50, Pappband M. 6.—, Leinenband M. 8.—, Ganzleiderband M. 20.—.

**Der Rosengarten der deutschen Liebeslieder.** Gesammelt und herausgegeben von Dr. Julius Zettler. Titel und Einband von Paul Brandt. Dritte Auflage. Geheftet M. 4,50, Pappband M. 6.—, Leinenband M. 8.—, Ganzleiderband M. 20.—. Vorzugsausgabe: 50 Exemplare auf van Geldern-Papier in Ganzpergament gebunden M. 35.—.

Diese beiden Bände, einer eine Sammlung von Liebesliedern der Völker des Erdkreises, der andere eine außergewöhnlich reichhaltige Zusammenstellung deutscher Liebeslyrik, ergänzen einander zu einem überaus wichtigen und hochinteressanten Literaturwerk von umfassender kultureller Bedeutung. Gleichzeitig bietet jeder der beiden Bände so viele zarte und herbe, ewige und neue Schönheiten, daß die Lektüre einen hohen Genuß bereitet.

---

HYPERIONVERLAG · G. M. B. H. · BERLIN SW 61

---

## Kunst

---

**Max Lochnitz: Veit Stof, die Herkunft seiner Kunst, seine Werke und sein Leben.** Mit 60 Tafeln. Geheftet M. 14.—, Pappband M. 16.—, Leinenband M. 18.—. Dem Veit Stof-Forscher Max Lochnitz ist es gelungen, an Hand der in Krakau erschlossenen polnischen und deutschen Quellen die Frühwerke des Veit Stof in Krakauer Kirchen, diese erstaunlichen Proben des eindringlichsten Naturalismus und des malerischen Stiles vor Dürer, eingehend zu erforschen. Veit Stof, ohne Zweifel die reichste plastische Begabung der deutschen Spätgotik, soll durch dieses Werk nicht nur dem Kenner, sondern allen Freunden alter deutscher Kunst nahegebracht und erschlossen werden.

**Oskar Ollendorff: Andacht in der Malerei.** Beitrag zur Psychologie der großen Meister. Mit 16 Tafeln. Titel und Einband von Walter Tiemann. Geheftet M. 7.—, in Leinen gebunden M. 9.—.

**Edmond und Jules de Goncourt: Die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts.** Mit 35 Abbildungen. Übertragung von Paul Brina. Titel und Einband von Walter Tiemann. Geheftet M. 9.—, gebunden M. 14.—. Inhalt: Watteau / Chardin / Boucher / La Tour / Greuze / A. und E. de Saint-Aubin.

**Edmond und Jules de Goncourt: Stecher und Maler des achtzehnten Jahrhunderts.** Übertragung von Paul Brina. Mit 26 Abbildungen. Titel und Einband von Walter Tiemann. Geheftet M. 9.—, gebunden M. 14.—.

Inhalt: Gravelot / Cochin / Eisen / Moreau / Debucourt / Fragonard / Brudhon.

---

HYPERIONVERLAG · G. M. B. H. · BERLIN SW 61

---

## Kehlen-Bücher

---

**Historisch geordnete Aussprüche berühmter Männer aus Werken, öffentlichen und privaten Reden, Gesprächen, Briefen und Schriften.** Herausgegeben und eingeleitet von Robert Kehlen. Mit Bildnissen nach Gemälden und Zeichnungen zeitgenössischer Maler.

**Bismarck, ein deutsches Heldenleben.** Mit einem Bilde Bismarcks nach einem Porträt von Franz von Lenbach. Titel und Einband von Rudolf Koch. Dritte Auflage. Gebunden M. 3.50, in Ganzleder M. 10.—. Vorzugsausgabe: auf Büttenpapier in Ganzpergament gebunden M. 20.—.

**Friedericus Rex.** Aussprüche und Gedanken Friedrichs von Preußen. Mit einer Gravüre nach einem Porträt des Alten Fritz von Anton Graff. Titel und Einband von Walter Tiemann. Sechste Auflage. Gebunden M. 3.50, in biegsamem Leinenband M. 5.—, in Ganzleder M. 10.—.

**Worte Napoleons und berühmte Aussprüche von Korsika bis St. Helena.** Mit einer Originalradierung von Bruno Héroux nach dem Napoleonporträt Delaroche's. Titel und Einband von Walter Tiemann. Sechste Auflage. Gebunden M. 3.50, in Ganzleder M. 10.—.

**Goethe.** Aussprüche und Gedanken. Mit einem Porträt des jungen Goethe nach einem Gemälde von Oswald May. Dritte Auflage. Gebunden M. 3.50, in biegsamem Leinenband M. 5.—, in Ganzleder M. 10.—. Vorzugsausgabe: auf Büttenpapier in Ganzpergament gebunden M. 20.—.

---

HYPERIONVERLAG · G. M. B. H. · BERLIN SW 61

---

## Kehlen-Bücher

---

**Friedrich Schiller.** Gedanken und Aussprüche. Mit einem Porträt Schillers nach der Büste von Danneder. Dritte Auflage. Gebunden M. 3.50, in Ganzleder M. 10.—. Vorzugsausgabe: auf Büttten in Ganzmaroquin gebunden M. 20.—

**Heinrich Heine.** Aussprüche und Verse. Mit einem Porträt des jungen Heine nach einer Lithographie von Oppenheim. Titel und Einband von Walter Tiemann. Dritte Auflage. Gebunden M. 3.50, in Ganzleder M. 10.—. Vorzugsausgabe auf Büttten in Ganzpergament gebunden M. 20.—.

**Arthur Schopenhauer.** Gedanken und Aussprüche. Mit einem Porträt Schopenhauers nach Wulff. Titel und Einband von Walter Tiemann. Dritte Auflage. Gebunden M. 3.50, in Ganzleder M. 10.—. Vorzugsausgabe: auf Bütttenpapier in Ganzsaffian gebunden M. 20.—.

**Richard Wagner.** Aussprüche und Gedanken. Mit einem Bilde Wagners nach einem Porträt von E. Jaeger. Titel und Einband von Walter Tiemann. Gebunden M. 3.50, in Ganzleder M. 10.—. Vorzugsausgabe: 50 Exemplare auf bestem Bütttenpapier in Ganzsaffian gebunden M. 20.—.

Die glänzenden Vorzüge der Kehlen-Sammlung sind bekannt. Die künstlerische Methode Kehlens hat das Feld der Anthologie um eine ganz neue Gattung bereichert und vertieft. Die neuen wertvollen Editionen, die der Literaturforscher Kehlen deutschen Geistern wie Bismarck, Schiller, Heine usw. gewidmet hat, haben hier eine Serie von außerlesenen Werken erzeugt, die uns Nachgeborenen die Seele dieser Männer aufs innigste nahebringen.

---

HYPERIONVERLAG · G. M. B. H. · BERLIN SW 61



---

## Reisen und anderes

---

**Richard A. Bermann: Irland.** Mit einer Umschlagzeichnung von Wilhelm Wagner. Geheftet M. 2.80. In Pappband gebunden M. 3.80.

**André Chevrillon: In Indien.** Übertragen von Annette Kolb. Mit 10 Bildbeigaben. Geheftet M. 6.—, Pappband M. 7.—, Leinenband M. 8.—.

Die beiden Länder, von denen in diesen Büchern gesprochen wird, beanspruchen heute unser besonderes Interesse: Irländer und Inder kämpfen in diesem Weltkriege ihren wichtigsten, verzweifeltsten Kampf nicht an den europäischen Fronten, sondern um ihre eigenste nationale Selbständigkeit und Freiheit.

**Elisabeth und ihr deutscher Garten.** Aus dem Englischen der ungenannten Verfasserin übersetzt von Hedwig Dencke-Wächter. In Leinen gebunden M. 5.—.

**Der einsame Sommer.** Aus dem Englischen der ungenannten Verfasserin übersetzt von Hedwig Dencke-Wächter. In Leinen gebunden M. 5.—.

Neu erschienen:

**Oscar Wilde: Die Ballade von Reading Gaol.** Übertragen von Felix Gräfe. Mit einer Titelzeichnung von Alfred Rubin. Luxusdruck in zwei Farben, nur einseitig auf feinstes Velinpapier in 950 nummerierten Exemplaren gedruckt. Gebunden M. 6.50.

Dieses Gedicht ist das erschütterndste Zeugnis durchlebter Qualen, der erstickte Schrei des Gefangenen nach Menschlichkeit, das ungeheure Erlebnis eines Menschen, der unter der Wucht der Angriffe, die während seines ganzen Lebens von allen Seiten auf ihn einströmten, Willen und Kraft zum eigenen Selbst nie verloren hat.

---

HYPERIONVERLAG · G. M. B. H. · BERLIN SW 61

---

## Ensch ed é - L u x u s d r u c k e

---

**Rudrun.** Diese Monumentalausgabe der Rudrun wurde für den Hyperion-Verlag von Johann Enschedé en Zonen in Haarlem gedruckt. Die Drucklegung überwachte Ernst Schulte-Strathaus. Es wurden 1507 Exemplare abgezogen. Numerierte Ausgabe auf Bütten, kartoniert M. 75.—, in Ganzpergament gebunden M. 175.—. Numerierte Ausgabe auf Hadernpapier, kartoniert M. 28.—, in Ganzleinen gebunden M. 38.—, in Ganzpergament gebunden M. 150.—.

„Monumentalität, die höchste Einfachheit und kostbare Würde machen schon den bloßen Anblick dieses Buches zu einem bei uns fast einzigartigen Genuß.“  
(Ephasso von Scheffer.)

**Der Nibelunge Nôt.** Diese Monumentalausgabe des Nibelungenliedes wurde nach der Hohenems-Münchener Handschrift A in der Ausgabe Karl Lachmanns für den Hyperion-Verlag von Johann Enschedé en Zonen in Haarlem gedruckt. Die Drucklegung überwachte Ernst Schulte-Strathaus. Es wurden 1507 numerierte Exemplare abgezogen. Numerierte Ausgabe auf Hadernpapier M. 28.—, in Leinen gebunden M. 38.—, in Ganzpergament gebunden M. 150.—.

„Hier ist wirklich bei vollendeter Schönheit alles nur auf das Sachliche konzentriert. Wundervoll steht die Kolumne der prachtvoll tiefeschwarzen Lettern der Offizin Enschedé-Haarlem auf dem herrlichen Papier.“  
(Frankfurter Zeitung.)

---

HYPERIONVERLAG · G. M. B. H. · BERLIN SW 61

---

Soeben erschien:

Max von Boehn

---

# Vom Kaiserreich zur Republik

Eine französische Kulturgeschichte  
des 19. Jahrhunderts

Mit 224 Textillustrationen, 10 mehr-  
farbigen und 14 einfarbigen Tafeln

Einbandzeichnung von Erich Gruner

Gebunden M. 28. —, Halblederband M. 40. —

Dieses soeben erschienene Werk dürfte das schönste literarische Weihnachtsgeschenk des Jahres sein. Eine überaus anziehende Darstellung, hervorragende und zahlreiche illustrative Beilagen in bester Reproduktion, eine ausgezeichnete Ausstattung des ganzen über dreißig Bogen umfangreichen Werkes lassen es als eine Publikation erscheinen, die verwöhntesten Ansprüchen gerecht wird. Aus der Vorbemerkung, die der Verlag dem Werk vorausschickt, zitieren wir: „Dieses Werk sollte zu Weihnachten 1914 erscheinen. Der Kriegsausbruch, technische und andere Schwierigkeiten verhinderten die Fertigstellung des textlich bereits seit Dezember 1913 abgeschlossenen Buches. Wenn der Verlag im vierten Kriegsjahre sich zur Veröffentlichung entschließt, so glaubt er diesen Entschluß nicht rechtfertigen zu müssen; oder wäre es im Kriege weniger angebracht, sich mit Kultur, Geschichte, Gesinnung und Gestattung des politischen und militärischen Gegners vertraut zu machen als im Frieden? Gerade der Umstand, daß dies Werk nicht aus den Wirrungen schmerzlicher Gegenwart heraus, sondern in Zeiten ruhigster Besonnenheit, bei lebendigstem Verständnis für französisches Wesen niedergeschrieben wurde, möge es heutigen Lesern wertvoll machen.“

---

HYPERIONVERLAG · G. M. B. H. · BERLIN SW 61





17 4565









**14 DAY USE**  
**RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED**  
**LOAN DEPT.**

This book is due on the last date stamped below, or  
on the date to which renewed.  
Renewed books are subject to immediate recall.

OCT 6 1967 50

SEP 27 '67 -8 AM

LD 21A-60m-2.'67  
(H241s10)476B

General Library  
University of California  
Berkeley

YB 45833



